



Die Kunst des XIX. Jahrhunderts und der Gegenwart

Haack, Friedrich

Esslingen a. N., 1922

Deutschland (Die Nazarener, Cornelius, Wilhelm Kaulbach, Schwind,
Spitzweg, Ludwig Richter, die Düsseldorfer, Rethel)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82187](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-82187)

seine entscheidende Tat vollführte und die griechische Kunstgeschichte schrieb. Wackenroder ist jung gestorben. Eine Brustkrankheit hat ihn in der Blüte der Jahre dahingerafft. Dieser schwindstüchtige schwärmerische Jüngling, dessen Schriftstellerei das deutliche Gepräge jugendlichen Überschwanges trägt, ist der höchst charakteristische literarische Vorläufer und Programmredner der Romantik. Man darf sich nun das Verhältnis nicht so vorstellen, wie wenn die Wackenroder und Tieck die Romantik innerhalb der bildenden Kunst gleichsam auf ihren Lockruf hervorgerufen hätten. Sie haben nur zum erstenmal in Worte gefaßt, was weite Kreise der Menschheit bewegte. Aber es kennzeichnet die Romantik wie den Klassizismus, daß zuerst das literarische Programm aufgestellt wurde und nachher erst die bildkünstlerischen Taten geschahen.

2. Malerei und zeichnende Künste

Deutschland

Die überspannte Vorstellung, welche der literarische Prophet der Romantik gehegt hatte, daß die Begeisterung allein künstlerische Werke zu schaffen imstande wäre, wurde von den bildenden Künstlern natürlich nicht geteilt. Vielmehr waren diese von dem redlichen Streben erfüllt, tiefer in die Natur einzudringen, als ihre klassizistischen Genossen. Die Klassizisten hatten es auf eine allgemeine und im allgemeinen richtige Wiedergabe der Natur abgesehen. Die Romantiker suchten sich auch der Einzelheiten der Natur zu bemächtigen. Daraus ergab sich eine ungleich innigere Wirkung ihrer Schöpfungen. Die Klassizisten hatten das Vorbild für ihre nach dem Allgemeinen und Typischen strebende Kunst bei der Antike und der italienischen Hochrenaissance gefunden. Die Romantiker suchten es bei denjenigen Künstlern, welche noch vor den eigentlichen Blütezeiten gelebt, sich noch nicht zu einer großen, vollen Wiedergabe der Natur hindurchgerungen hatten, sondern in deren Einzelheiten hängen und stecken geblieben waren. Sie fanden also ihr Ideal einerseits bei den altdeutschen und altniederländischen Meistern bis auf Dürer herab⁶²), andererseits bei den italienischen Quattrocentisten, den Künstlern vor Raffael, den Präraffaeliten, verwirklicht. Eine merkwürdige Erscheinung! — Die deutschen Romantiker waren alle von der Sehnsucht erfüllt, deutscher Kunst zu dienen, aber ein großer Teil von ihnen konnte sich dennoch nicht dazu entschließen, es auf deutschem Boden und im Anschluß an deutsche Vorbilder zu tun, vielmehr gingen sie wie die Klassizisten nach Italien, um im fremden Lande deutsche Kunst zu pflegen. Aber sie suchten nicht das heidnische Rom der Antike auf, sondern sie pilgerten nach dem christlichen Rom, der Kunsthauptstadt der christlich-germanischen Ära. Der Führer dieser Bewegung hieß *Overbeck*, ein Lübecker Kind, 1789 geboren. In Hamburg bei *Runge*, einem tief innerlichen Künstler, in dessen Schaffen sich Naturalismus und Phantastik eigenartig paarten (und auf den später in anderem Zusammenhange ausführlicher zurückzukommen sein wird), hatte Overbeck zuerst entscheidende Anregung empfangen. Er besuchte dann die Wiener Akademie, mit der er ebenso feindlich aneinander geriet, wie Carstens seinerzeit mit der Kopenhagener. Der Ansturm der Jungen gegen die Alten zieht sich überhaupt als eines der entscheidenden Leitmotive durch die Kunstgeschichte des ganzen 19. Jahrhunderts. Von Wien zog der jugendliche Overbeck mit seinem Freunde, dem Frankfurter *Pforr* und zwei anderen weniger bedeutenden Künstlern nach Rom. Hier gesellten sich später die Brüder *Veit*⁶³) und die Brüder *Schadow* aus Berlin, die Söhne des Bildhauers Gottfried Schadow, hinzu. Die jungen Künstler bezogen die Räume des gerade aufgelassenen Klosters Sant' Isidoro und bewohnten darin je eine Mönchszelle; das Refektorium diente ihnen als gemeinsames Atelier.

7

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. I. 6. Aufl.



Abb. 60 Die sieben mageren Jahre von Friedrich Overbeck, Fresko aus der Casa Bartholdy in Rom, jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin

Sie erhielten nach ihrer Wohnstätte den Namen der Klosterbrüder von Sant' Isidoro und wurden von den Klassizisten auch als Nazarener verhöhnt; ein Spottname, der, wie bei den Protestanten, Geusen und anderen, allmählich zu einem Ehrennamen wurde. Ihre erste gemeinsame Tat, an der sich auch *Peter Cornelius* beteiligte, war die Ausmalung der Casa Bartholdy, d. h. des Hauses, das der preußische Generalkonsul Jakob Salomon Bartholdy bewohnte. Der Auftraggeber war ein zum Protestantismus übergetretener Israelit. Die Künstler waren mit einziger Ausnahme des katholisch getauften und erzogenen Cornelius zu Katholiken gewordene Protestanten. Und zwar hatte sich dieser Bekenntniswechsel bei einigen von ihnen unter ganz eigenümlichen Verhältnissen vollzogen. Die beiden Veit waren Enkel Moses Mendelssohns. Ihre Mutter aber hatte sich von ihrem Manne, dem Kaufmann Veit, scheiden lassen, in zweiter Ehe den Dichter Friedrich Schlegel geheiratet, und war mit diesem und ihren Söhnen im Kölner Dom — sehr bezeichnend! — übergetreten. Die Schadow waren Söhne einer österreichischen Jüdin, die in einem Wiener Kloster den Schleier genommen hatte, aus diesem von ihrem Vater entfernt und nach Berlin gebracht worden war. Hier hatte sie der Bildhauer Gottfried Schadow kennen gelernt, sie nach Wien und dann nach Italien entführt. Wahrscheinlich ist sie auch protestantisch geworden und hat ihre Söhne in diesem Bekenntnis erziehen lassen, die dann in Rom unter der Macht der Zeitideen übertraten. Wie nun einen religiösen Stoff ausfindig machen, der konfessionell so eigenartig zusammengewürfelten Menschen allerseits gleich gut zu entsprechen vermöchte? — Man einigte sich schließlich auf die Geschichte des ägyptischen Joseph. Cornelius befehligte die Arbeit, die in Freskomalerei ausgeführt wurde. Die Fresken sind nachmals abgelöst worden und befinden sich jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin. Man griff gerade auf die Freskotechnik zurück, weil man der Überzeugung lebte, daß sie für die ernste Erzählung des Alten Testaments ein unvergleichlich geeigneteres Ausdrucksmittel wäre als die Ölmalerei, in der man sündige Weltfreudigkeit verkörpert wähnte. Das Fresko, das heißt: das Arbeiten auf Mauerflächen, die mit frischem Kalk beworfen werden, verlangt entschlossenes Zugreifen, da die Malerei mit dem Eintrocknen der Kalkschicht fertiggestellt sein muß. Daher die Schwierigkeit, in Fresko feine Übergänge und zarte Tonwirkungen zu erreichen. Aber die italienische Renaissance hatte in Jahrhundertelangem, von Geschlecht auf Geschlecht, von Meister auf Meister fortgesetztem heißem Bemühen diese Technik zu hoher Meisterschaft entwickelt, so daß ein Tiepolo gleichsam spielend das Würzburger Schloß mit seinen Fresken ausmalen konnte. Allein nach seinem Tode verfiel die Technik so schnell, daß kaum 40 Jahre später die Nazarener sie mit Hilfe alter Werkleute gleichsam zu neuem Leben erwecken mußten. Was



Abb. 61 Die sieben fetten Jahre von Philipp Veit, Fresko aus der Casa Bartholdy in Rom, jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin

sie unter diesen Umständen geleistet haben, ist ein Stammeln gegenüber der majestätisch einherrollenden gewaltigen Sprache des großen Venezianers. Inhaltlich aber sind die Fresken höchst interessant, weil sich in ihnen das keusche, ernste, strenge Ringen der Nazarener aufs klarste offenbart. Allerdings stellen sie keine absolute Bereicherung der Kunstgeschichte dar, denn, was die Nazarener geleistet, das hatten vier Jahrhunderte vor ihnen die italienischen Quattrocentisten alles schon viel besser, wahrer, frischer und mit unvergleichlich treuerer und eindringlicherer Naturbeobachtung gegeben. Wenn irgendwer, so hatten die italienischen Quattrocentisten der Natur selbst ins unerbittlich strenge Antlitz geschaut, während die Nazarener nur abgeleitete, nur Kunst aus zweiter Hand darboten. Die Kunst der Quattrocentisten stellte ferner, wenn auch nicht die höchste, so doch eine hohe Stufe einer völlig organischen Entwicklung dar, während die Nazarener sich willkürlich gerade auf diese Entwicklungsstufe zurückschraubten. Aber daß sie dies taten, daß sie sich gerade auf diese vorletzte Entwicklungsstufe stellten, ist kulturgeschichtlich bezeichnend. Auch bedeuten ihre Leistungen, nur vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus betrachtet, insofern einen Fortschritt über den Klassizismus hinaus, als sie sich der Natur mit einer unvergleichlich liebevollerem Versenkung in alle Einzelheiten zu bemächtigen trachteten. An dem in charakteristischen Schillerfarben gehaltenen Bilde der sieben mageren Jahre von Overbeck (Abb. 60) ist der straffe kompositionelle Aufbau, der strenge Zusammenschluß aller Linien, die glückliche Einordnung in die Form der Lünette, ganz besonders aber der große sittliche Ernst, der aus dem Ganzen spricht, zu bewundern. Äußerst wirkungsvoll ist die Ausnutzung der Eckzwickel mittels des gefallenen Rosses und des damit auf das glücklichste kontrastierenden Wolfs, der sich lauernd heranschleicht und den Kopf mit dem gierig geöffneten Maul nach der ihm bevorstehenden Beute umwendet. Das Elend und den Jammer in den menschlichen Gestalten — sie wollen uns gar nicht recht mager erscheinen! — konnte ein Künstler wie Overbeck seiner ganzen Art nach nicht mit äußerstem Naturalismus ausmalen, sondern er hielt sich innerhalb der Grenzen der von der Antike und der italienischen Renaissance abgezogenen formalen Schönheit. In der herben Frauengestalt aber, welche die Mitte des Bildes einnimmt, treiben des alten Michelangelo Propheten und Sibyllen ihren Spuk. Oberflächlicher, schwächer, individualitätsloser ist Veits Gegenstück der sieben fetten Jahre (Abb. 61). — Auf die Ausmalung der Casa Bartholdy folgte eine ebensolche der Villa des italienischen Fürsten Massimi, bei welcher der neu in den Kreis der deutschen Künstler eingetretene Julius Schnorr von Carolsfeld (vgl. S. 114 ff.) die Illustrationen zu Ariost übernahm, Cornelius die zu Dante, um die Vollendung seiner Bilderfolge später den Veit

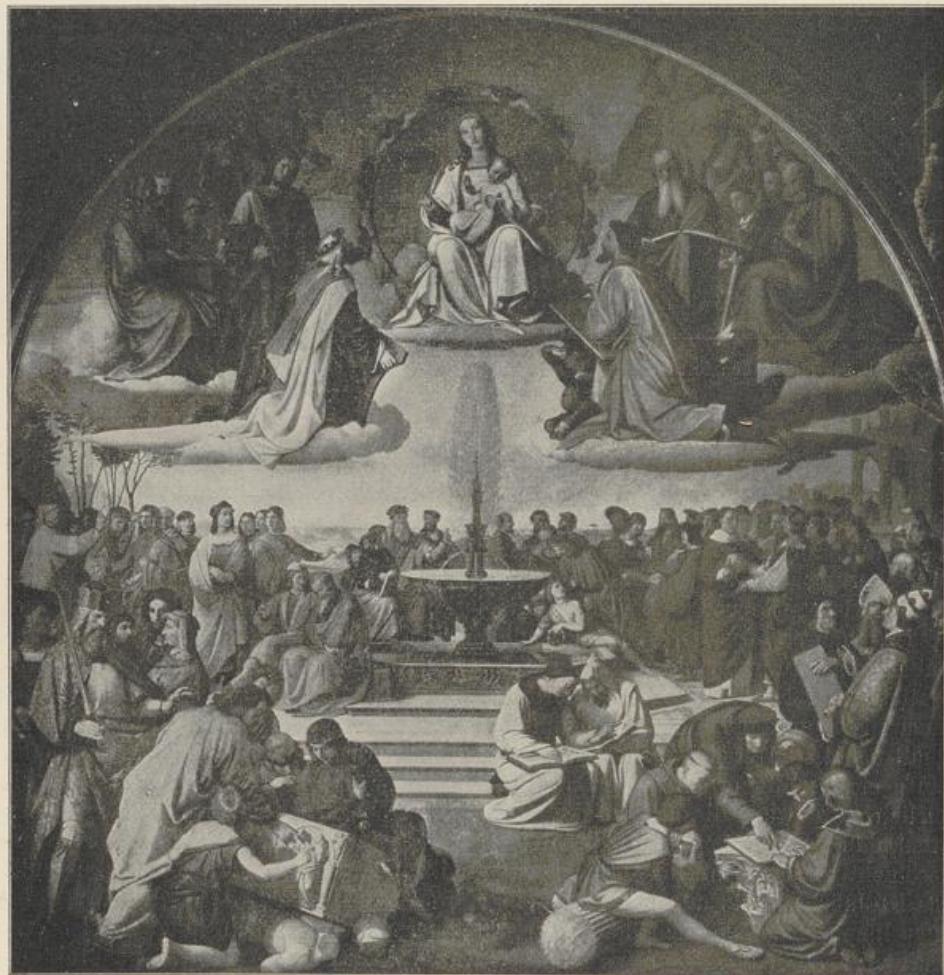


Abb. 62 Das Magnificat oder der Triumph der Religion in den Künsten — von Friedrich Overbeck
Frankfurt a. M., Städelisches Kunst-Institut (Nach Photographie Bruckmann)

Franz Stache

und Koch zu übergeben, Overbeck die Tassobilder, um seine Arbeit schließlich an Führich abzutreten.

Wenn in irgendeinem Künstler, so ist in Overbeck das Nazarenertum Fleisch geworden. Er allein weilte Zeit seines Lebens in Rom, wo er auch hochbetagt im Jahre 1869 gestorben ist. Er versenkte sich wie kein anderer in die alten italienischen Kirchenmaler, aus deren Bildern er nicht nur einzelne Figuren und Bewegungsmotive, sondern auch ganze Gruppen herübernahm. Er empfand sich aber auch wirklich so tief in die alten Italiener hinein, daß er geradezu aus ihrem Geist heraus neu zu schaffen vermochte. Den besten Beweis dafür bildet das Familienbild (siehe die Kunstbeilage), auf dem sich der Künstler mit seiner Frau und seinem Kinde dargestellt hat. Overbeck scheint in diesem Bilde, das „ca. 1823“ gemalt ist und in Komposition, Auffassung, Landschaft, sogar in den für Overbeck erstaunlich frischen Farben geradezu an Fra Francia erinnert, einen gewissen Höhepunkt erkommen zu haben, wenn auch die Kenner der altitalienischen Malerei mit Recht behaupten, daß er nicht ein Mal in diesem seinem besten,



Familienbild des Künstlers von Friedrich Overbeck, um 1822
Lübeck, Privatbesitz

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.

frischesten und unmittelbarsten Werke die Feinheit der Linie, noch die Kraft der Farbe jenes alten Italieners erreicht hat. Überhaupt verkehrte der Epigone die Weichheit seiner Vorbilder gar zu leicht in Weichlichkeit, ihre zarte Träumerei in trübe Verschwommenheit. Trotzdem war es dem zum Katholizismus übergetretenen Protestanten vergönnt, Gläubige beider Bekenntnisse in gleicher Weise durch seine Gemälde zu erheben und zu erquicken. Als Overbecks Hauptwerke in diesem Sinne gelten eine Pietà in Lübeck, ein Ölberg in Hamburg und ganz besonders das berühmte Magnificat oder der Triumph der Religion in den Künsten (Abb. 62). In den Lüften thront Maria mit dem Kinde, umgeben von den himmlischen Heerscharen. Gerade unter ihr springt der Brunnen des Lebens aus der Erde, um den sich im Halbkreis alle hervorragenden Künstler versammeln, soweit sie von christlich-katholischen Gesinnungen erfüllt waren. Michelangelo ist zeitlich der letzte. In den Augen Overbecks hat er bereits den Verfall eingeleitet. Alle, die nach ihm kommen sollten, waren bereits durch sündhafte Weltlichkeit von ihrem Künstlerpriestertum abgelenkt. Nach Anordnung, Erfindung, Bewegung der einzelnen Gestalten und namentlich der Gruppen stellt das Magnificat in seiner oberen Hälfte eine freie Variante von Raffaels Disputa und in der unteren von der Schule von Athen dar. Höher — im rein künstlerischen Sinne — als Overbecks Ölgemälde werden seine Zeichnungen, Blätterfolgen zu den Evangelien und den sieben Sakramenten, gewertet.

Es kennzeichnet das ganze Wesen und Wollen dieses Mannes, der ungeachtet großer künstlerischer Schwächen vollgültigen Anspruch auf den Ehrentitel einer Persönlichkeit erheben darf, daß er seine innerste Überzeugung unumwunden dahin aussprach, seine Schöpfungen sollten nur geringe Werkzeuge im Dienste der Kirche sein, und die Hoffnung, eine Seele in Glauben und Andacht gestärkt zu haben, gelte ihm mehr als aller Ruhm.



Abb. 63 Doppelbildnis seines Bruders Johann Veit und J. F. Overbecks von Philipp Veit
Mainz, Städtische Gemäldegalerie
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“) (Zu Seite 102)

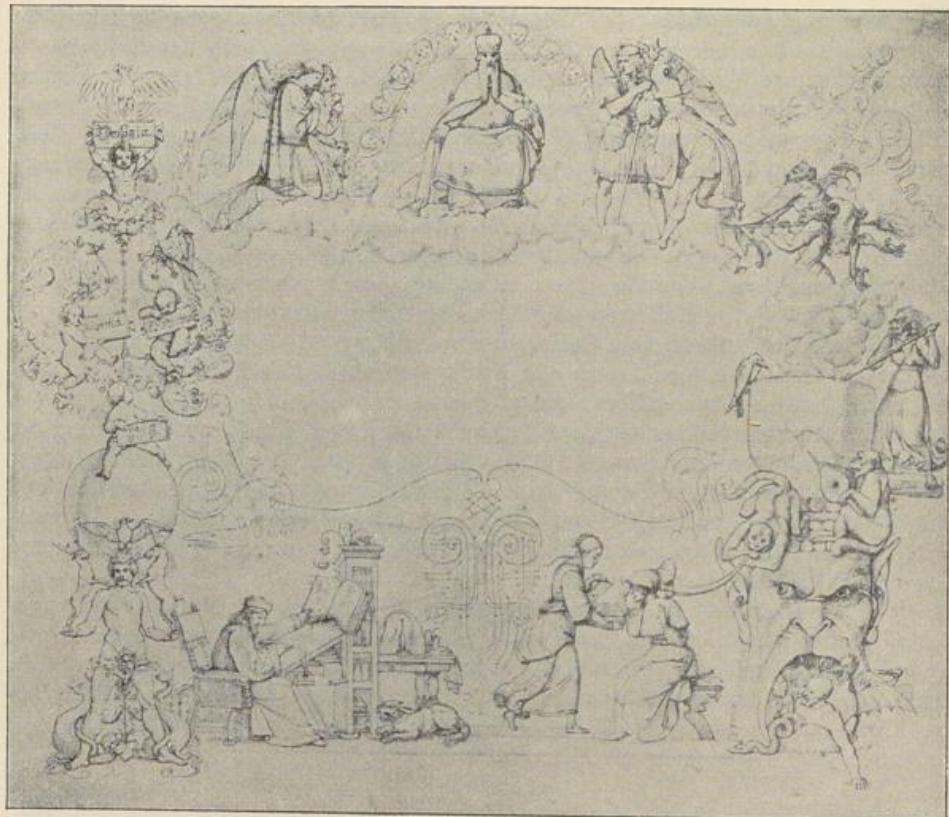


Abb. 64 Titelblatt zum Faust von Peter Cornelius

Unter Overbecks Einfluß standen in Rom die tüchtigen Bildnismaler *Th. Rehbenitz* (1791—1861) und *Ramboux* (1790—1866). Auch *Philipp Veit* (1793—1877) (vgl. Seite 99) hat in der Jugend sein eigenes Schwärmerangesicht — so möchte man sich den ägyptischen Joseph vorstellen! — und im Alter seinen prächtigen israelitischen Charakterkopf in charaktervollen Bildnissen festgehalten, wie er auch in schlagendem Gegensatz zu seines Bruders Johann Veit schwer zu enträtselfenden und ausgeprägt jüdischen Gesichtszügen auf einer und derselben Bildfläche das offene, freie, urgermanische Priester-Jünglingsangesicht seines Freundes Overbeck verewigt hat (Abb. 63). Diesem dürfte als altitalienisierender Heiligenmaler wohl *Joh. Scheffer von Leonhardshoff* (1795—1822) am nächsten gekommen sein. *K. Ph. Fohr* (1795—1818) stilisierte die von Koch gepflegte klassizistische Landschaft zur romantischen um, indem er die entsprechende Staffage von Pilgern, jungen Müttern, Dudelsackpfeifern usw. hineinsetzte, während der von Overbeck beeinflußte *Franz Pforr* (1788—1812) schon entschiedener auf die Deutschromantiker hinweist, da seine nicht nur innigen und sinnigen, sondern auch fein und zart gemalten Bilder neben dem Einfluß der frühen Italiener auch denjengen der alten Niederländer und der Altdeutschen erkennen lassen. Sie alle aber, Overbeck nicht ausgeschlossen, überragt um mehr denn Haupteslänge *Peter Cornelius*⁶⁴). Sein starker und reicher Geist ließ sich nicht in die Fesseln irgendeiner beengenden Richtung schlagen, er sog aus allem seine Nahrung und wuchs sich so zu einer seine Zeit beherrschenden einsamen Größe aus. Cornelius war Nazarener, Klassizist und zugleich

Begründer einer neuen, der deutschromantischen Kunstrichtung⁶⁵). Mit dem Klassizismus wurde der Künstler, der 1783 als Sohn eines Malers in Düsseldorf das Licht der Welt erblickt hatte, zuerst durch *Johann Heinrich Füßli*⁶⁶) bekannt, einen Schweizer und Verwandten von dem Verfasser des Künstlerlexikons. Auch der Maler Füßli war kunstwissenschaftlich tätig und hat in seinen Schriften eine für die damalige Zeit erstaunlich richtige Beurteilung aller Großen der Vergangenheit an den Tag gelegt, was bezüglich Rembrandts besonders auffällt, da dieser in der Ära der Gedankenkunst gewissermaßen als Kotmaler verachtet war. In seinen Werken erwies sich Füßli als ein Geistesverwandter des Carstens, er hat in England für diesen gewirkt und zugleich eine Brücke vom Klassizismus zur Romantik geschlagen. Zum Romantiker aber wurde Cornelius im Kupferstichkabinett seiner Vaterstadt Düsseldorf, in dem er die Altdeutschen, vorab Dürer, aber auch die Kleinmeister Flötner, Stimmer und unseres Erachtens wohl auch Lukas van Leyden studierte. Ganz besonderen Eindruck machten ihm die Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian, die damals gerade in Steindruck veröffentlicht worden waren. In ihrer und in der altdeutschen Art überhaupt trachtete er, nach der Goestestadt Frankfurt verschlagen, den Faust wiederzugeben. Es sind eigenartige Blätter, die so entstanden (vgl. Abb. 64 u. 65). Die ganze Eckigkeit Dürers kehrt darin in der Tat wieder. Aber diese Eckigkeit des Nachfahren ist nicht mit des Altmeisters markiger Kraft, vortrefflicher stofflicher Charakteristik und namentlich nicht mit dessen tiefem Naturgefühl gepaart. Dagegen ist etwas von dem ernsten, herben, großen Geiste des künstlerischen Ahnherrn auf den Enkel übergegangen. Man betrachte dieses Gretchen vor der schmerzenreichen Mutter Gottes (Abb. 65). Das Körperliche ist hart wiedergegeben, die gotische Plastik des Marienbildes wenig, die Architektur des Kreuzganges gar nicht verstanden, aber die sozusagen seelische Gesamtstimmung hat kein Faustillustrator jemals wieder mit dieser Kraft neu zu erzeugen vermocht! — Welch feiner Zug in dem Motiv des Mönchs, der — vom Pfeiler halb verdeckt — vorüberwandelt, von irdischem Leid und weltlicher Leidenschaft nicht bewegt und nicht ergriffen!



Abb. 65 Gretchen vor der Mater dolorosa von Peter Cornelius

Eine sonderbare Anspielung in dem Storch, der bereits den großen Reiz der Linienführung ahnen läßt, über den Cornelius später verfügen sollte. Der Künstler schickte seine Zeichnungen, die zu ihrer Zeit durch den Stich zum Ge meingut der Nation wurden, gegenwärtig aber, obgleich noch nicht durch geistig Größeres ersetzt, über Gebühr vergessen sind, an den Dichter des Faust. Goethe, damals längst klassizistisch gesinnt, konnte nicht umhin, die in den Zeichnungen enthaltene Schöpfungskraft anzuerkennen, aber er warnte den jungen Maler, sich ausschließlich altdeutschen Einflüssen hinzugeben, und riet ihm, nach Italien zu gehen, um dort die Großen der Renaissance auf sich wirken zu lassen. Diesen Rat befolgte Cornelius und traf im Jahre 1811 in Rom ein. Hier vollendete er eine zweite Zeichnungenfolge, die gleichfalls durch den Stich vervielfältigt wurde: die Nibelungen. Der Stoff war noch deutscher, einheitlicher, reckenhafter und infolgedessen dem Cornelius noch paßgerechter auf den Leib geschnitten. Was Wunder daher, daß er ihn mit seinem eigentümlich ungelenken und altertümelnden, aber dennoch kraftvollen und tief eindringenden Stil besser zu meistern vermochte. Gewiß reichen seine Nibelungen so wenig an die wahren Nibelungen, wie sein Faust, sein Gretchen an die Goetheschen Phantasiegestalten heran. Gewiß lockt uns das Ungeschlachte in Zeichnung, Formengebung und Empfindung, verbunden mit dem erstaunlich geringen Naturgefühl, vor jedem einzelnen Blatt von neuem ein Lächeln ab, und dennoch ist man immer und immer wieder er-



Abb. 66 Siegfrieds Tod von Peter Cornelius



Abb. 67 Titelblatt zu den Nibelungen von Peter Cornelius

griffen von dem bitteren Ernst und der wuchtigen Kraft, welche die mehr dichterische als künstlerische Erfindung auszeichnen (vgl. Abb. 66). Die beste Seite seiner angeborenen Begabung offenbart Cornelius im Titelblatt, in dem er wiederum wie beim Faust den Gesamtgehalt des Ganzen zu geben trachtet (Abb. 67). Dabei verstand er es, die figurenreichen Gruppen klar und scharf nach Maßen und einzelnen Gestalten zu gliedern und sie andererseits mittels eines anmutigen Liniengefüges zu einem harmonischen Ganzen zusammenzuschließen. Drei romanisierende Arkaden, unter deren Kapitälern eine Wagrechte entlang läuft, teilen das Titelblatt in sechs Felder, in deren Mitte eine Inschrifttafel mit der ersten Strophe des Nibelungenliedes aufgehängt ist. Oben rechts führt Siegfried dem König Gunther die erbeuteten Feldzeichen und die Gefangenen vor; er sitzt auf einem (wie stets bei Cornelius) anatomisch unmöglichen Pferde von krankhaft übertriebener Halsbildung, das aber trotzdem unserer Phantasievorstellung vom feurigen Kriegsroß der Reckenzeit entspricht. In der Mitte die Trauung Siegfrieds und Kriemhildes, von Raffaels Sposalizio schwerlich unbeeinflußt. Links zwingt Siegfried in der Tarnkappe dem erbärmlich auf seinem breiträumigen Ehebette kauernden König Gunther Brunhilde an die Seite; der Mond scheint zum Fenster herein. Unten rechts nimmt Kriemhilde, über deren Haupte wir eine Darstellung ihres Traumes wahrnehmen, zärtlichen Abschied von Siegfried, der zur Jagd auszieht; im Mittelgrund Rosse, Reisige und Hörnerklang; im Hintergrund gibt Hagen mit der Armbrust den verhängnisvollen Schuß auf Siegfried ab, just wie dieser sich zur Quelle niedergebeugt hat, um seinen Durst zu löschen. Als Gegenstück im brennenden Hause der Kampf auf der Treppe; hüben wie drüben ist das Motiv der Treppe kompositionell wie dramatisch gleich glücklich ausgenutzt.

Unten nimmt die Gestalt des völlig gebeugten, in Verzweiflung thronenden Königs Etzel den Mittel- und Hauptplatz ein, zu seinen Füßen liegen die Leichen der Erschlagenen lang hingestreckt, um ihn herum schreien Kinder, klagen Frauen, trauern Männer; Hildebrand steckt sein Schwert in die Scheide. Alles in allem genommen stellt dieses Titelbild zu den Nibelungen trotz aller technischen Mängel ob seiner glücklichen Frische und leichten Verständlichkeit den Höhepunkt der ersten, der deutschromantischen Periode des Cornelius dar.

In Rom setzt nun ein neuer Abschnitt in der Entwicklung des Künstlers ein. Hier schloß er sich an Overbeck an. Man stelle sich neben dem großen, schlanken Niedersachsen mit dem schwärmerischen Apostel Johannes-Antlitz unseren Cornelius vor, einen Mann von kurzer, gedrungener Statur mit breiten Schultern und einem energisch gebildeten Haupte, dem die mächtige Adlernase unter kräftigem Stirnbein das Gepräge gab und aus dem zwei tiefdunkle Augen herausfunkelten. Die niederblitzende, zwingende Kraft dieser Augen soll unheimlich gewesen sein. Das kennzeichnet den Mann. Cornelius war eine geborene Herrschnatur. In der ewigen Stadt ward er der „Hauptmann der römischen Schar“, zu der nicht nur die Nazarener, sondern auch die Klassizisten gehörten. Doch nicht mit den Lebenden allein, auch mit den großen Toten, namentlich mit Michelangelo, hielt Cornelius auf seine Art vertraute Zwiesprache, sog aus ihren Werken ebenso wie einst aus den Dürerschen die ihm entsprechende Nahrung und bildete sich so seinen eigenen, weder ausschließlich klassizistischen, noch rein romantischen, sondern durchaus persönlichen Stil. In diesem Stil arbeitete er in leitender Stellung an der Ausschmückung der Casa Bartholdy wie der Villa Massimi mit (vgl. S. 98 u. 99).

Zu den Bewundernern der Fresken in diesen Gebäuden gehörte auch der Kronprinz von Bayern, der spätere König Ludwig I., der damals in Rom weilte und mit den jungen deutschen Künstlern freundschaftlich verkehrte. Er ist in ihrem Kreise in der spanischen Weinkneipe auf Ripagrande von dem Berliner Maler Franz Catel in einem kulturgeschichtlich interessanten und menschlich ansprechenden Bilde dargestellt worden (München, Neue Pinakothek, [Abb. 68]). Wir sehen den Schöpfer des Bildes quer vorn an dem Tisch sitzen, wie er die ganze lustige Gesellschaft abzeichnet. Einer davon, Dr. Ringseis, ist gerade aufgesprungen. Offenbar von heiliger Begeisterung voll, schwenkt er sein Glas und singt, wobei er den Text aus einem Büchlein abliest. Ein anderer legt ihm die Hand auf die Schulter und stößt mit seinem Gegenüber, dem berühmten Bildhauer Thorwaldsen, an. Über den zusammenklingenden Gläsern gewahrt man das Haupt des Baumeisters Klenze. Zwischen den beiden Stehenden taucht das klug beobachtende Gesicht Veits auf, während auf der anderen Seite des becherschwingenden Ringseis das Schwärmerantlitz des jugendlichen Schnorr von Carolsfeld sichtbar wird. Die beste Rolle spielt der Kronprinz selbst, der zu äußerst links auf der Bank sitzt, indem er mit weit ausladender erklärender Gebärde bei dem dicken Wirt Rafaële Anglada eine immer noch bessere Sorte Wein bestellt. Die übrigen Personen sind kunstgeschichtlich ohne Interesse. Cornelius ist nicht unter ihnen.

Ludwig zog Cornelius nach München. Hier hatte er die beiden Eingangs- und Empfangssäle der Glyptothek, die sich an die hintere Auffahrtsrampe anschließen (vgl. S. 85), und in denen sich der König und die Seinen sammeln und auf die Betrachtung der Kunstwerke im Innern der Glyptothek vorbereiten wollten, zu diesem Zweck mit Fresken zu schmücken. Es war ihm die Aufgabe gestellt worden, die griechische Götter- und Heldenwelt, mithin jene beiden Vorstellungskreise, denen die Stoffe für die Mehrzahl der Glyptothekwerke entnommen sind, in einer zyklischen Folge von Gemälden zu verkörpern. Cornelius, von dem man füglich behaupten kann, daß er eine Welt in sich erschuf und trug



Abb. 68 Kronprinz Ludwig von Bayern in Rom in Gesellschaft deutscher Künstler „1824“
von Franz Catel, München, Neue Pinakothek

und hegte, erweiterte sich diese Aufgabe ins Ungeheure und umspannte mit seinen Gedanken das Leben der ganzen Natur. In beiden Sälen gliederte er die Fläche vom Scheitelpunkt der Gewölbe aus nach unten in konzentrische Abteilungen und teilte sie außerdem, den vier Wänden entsprechend, in vier Teile, so daß sowohl diese letzteren als auch die konzentrischen Abteilungen mit innerlich zusammenhängenden Darstellungen bemalt werden konnten. Im Göttersaal enthalten z. B. die vier konzentrischen Abteilungen, von oben nach unten betrachtet, die vier Elemente, die vier Jahreszeiten, die vier Tageszeiten und in bedeutend größerem Format die Götterreiche: den Olymp, das Wasserreich Neptuns und die Unterwelt. Die vierte Stelle nimmt ein Fenster ein. Andererseits sind z. B. Erde, Winter, Nacht und Unterwelt zu einer radialen Gruppe zusammengefaßt. Dazu kommen noch eine Unzahl von Arabesken, in denen Cornelius bisweilen einen sonst bei ihm seltenen glücklichen Humor entfaltet. In der Unterwelt (Abb. 69) schreitet Orpheus, die Leier schlagnend, wobei ihm ein neckischer Amor von äußerst liebenswürdiger Erfindung einflüstert, zum Throne des Pluto und der Proserpina empor. Hinter dem Throne, halb versteckt, Eurydike, eine anmutig bewegte, von Liebe und Sehnsucht erfüllte Frauengestalt. Zu ihren Füßen die von Schlangen umwundenen Eumeniden, dahinter die wassertragenden Danaiden, ganz hinten wälzt Sisyphus den Stein, während in der Ecke Styx das Wasser aus der Urne fließen läßt, und über ihm das grause Medusenhaupt auftaucht. Auf der anderen Seite erscheinen vor den drei

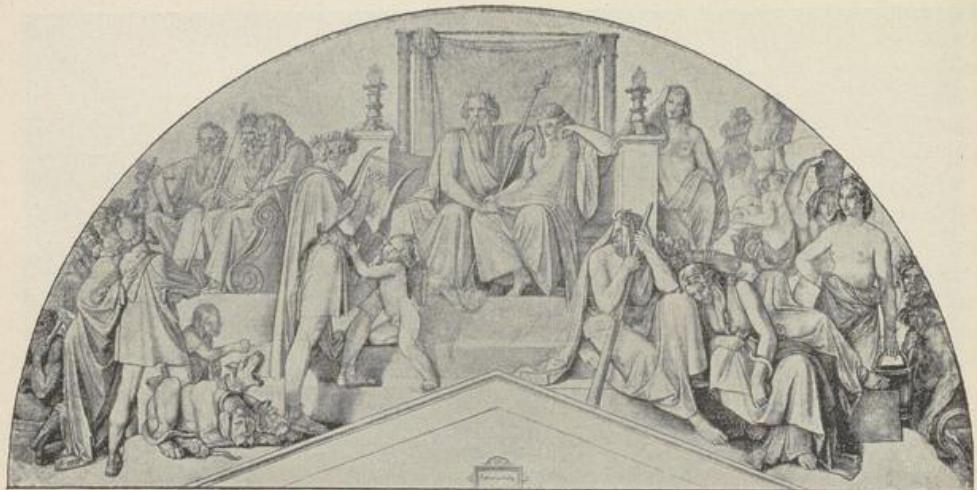


Abb. 63 Die Unterwelt, Wandgemälde von Peter Cornelius in der Glyptothek zu München
(Zu Seite 107)

Richtern der Unterwelt die Schatten, welche Charon und Merkur herübergebracht haben. Das unschuldige Kind allein braucht sich nicht den grimmen Richtern zu stellen, vermag vielmehr den vielköpfigen Höllen Hund mit einem Stücklein Brot zu besänftigen. Dergleichen Beziehungen und Anspie lungen sind in Hülle und Fülle vorhanden, so daß Cornelius mit Recht von sich sagen konnte, er habe mit diesen Fresken seine philosophische Doktordissertation geliefert. Im trojanischen Saal ist in ähnlich reicher Gliederung der Trojanische Krieg von seinen Entstehungsursachen an dargestellt. Dazu in den Arabesken Andeutungen der übrigen griechischen Helden sagen. Für die Zeitgenossen des Cornelius war in diesen Wandgemälden eine neue Welt erschlossen. Nichts ist bezeichnender als die begeisterten Ergüsse, in denen sie von dem jungen Schwind auf seiner ersten Fahrt nach München gepriesen werden. Wenn wir heute die Glyptothek betreten, fühlen wir uns von den hellen, harten, kalten, bunten, unharmonischen, den florentinischen Quattrocentisten künstlich nachempfundenen Farben dieser Fresken zurückgestoßen und hegen doch zugleich die Empfindung, der geistigen Schöpfung eines Großen gegenüberzustehen. Man findet sich nur mit Mühe durch die philosophische Doktorschrift hindurch — der Gedankenkünstler vom Anfang des 19. Jahrhunderts verlangte angespannte Arbeit vom Beschauer — und man ist doch von der Wucht und unmittelbaren Wirkung einiger der Hauptgemälde ergriffen. Dazu ist der Kampf um den Leichnam des Patroklus zu rechnen. Ebenso die Zerstörung Trojas (Abb. 70). Priamus⁶⁷) und sein Sohn Polites sind bereits von Neoptolemos erschlagen, der jetzt im Begriff steht, den kleinen Astyanax über die Mauer hinabzuschleudern. Andromache, welche den Knaben noch mit der einen Hand gefaßt hält, ist in Ohnmacht gesunken und lehnt am Knie der Hekuba, die inmitten der Gesamtkomposition, von ihren Töchtern umgeben, das sitzt — ein Bild der Verzweiflung. Polyxena klammert sich an die Mutter, weil Menelaus sie ergreifen will. Zu seiner Linken, noch unbemerkt von ihm, lehnt Helena in tiefem Schmerz an einer Säule. Über Hekuba aber erscheint, das aufgelöste Haar mit Lorbeer gekrönt, die Seherin Kassandra; sie spricht den Fluch über das Haus der Atriden aus, wovon sie Agamemnon vergeblich zurückzuhalten sucht. Eine Gruppe griechischer Helden sind vereint, um die Beute zu verteilen. Nestor hält den Helm, aus dem Odysseus die Lose zieht. Unter einem Portikus sieht man Äneas, der seinen Vater Anchises hinwegträgt und dem der



Abb. 70 Die Zerstörung Trojas, Wandgemälde von Peter Cornelius in der Glyptothek zu München

Knabe Askanius voranschreitet. Im Hintergrund die brennende Stadt, über welche der Kopf des hölzernen Pferdes emporragt.

Die trotz allem wuchtige Wirkung der Glyptothekfresken erklärt sich aus der unmittelbaren Kraft und Schönheit ihres rein linearen Stils, ferner aus der Fähigkeit des Künstlers, die er den italienischen Hochrenaissancemeistern abgesehen hatte, alle Gestalten des ihm eigenen reckenhaften Menschentypus in ihrem denkbar reichsten plastischen Gehalt sowie in sprechenden Bewegungen auf die Bildfläche zu zaubern, hauptsächlich aber doch aus seiner dichterisch-bildkünstlerischen Begabung, sich so lebendig in die griechische Götter- und Heldenage hineinzuversetzen, daß ihre Gestalten und Geschehnisse leibhaftig vor seinem inneren Schauen standen. Und so gab er sie dann mit echter, gewaltiger Leidenschaftlichkeit wieder.

Cornelius hat die Glyptothekfresken großenteils nach seinen Entwürfen von anderen Malern, wie *Zimmermann*, *Schlotthauer* usw. ausführen lassen, worauf z. T. auch die unharmonische Wirkung der Farben zurückzuführen ist. Er hatte tatsächlich keine Muße, allen an ihn ergangenen Aufträgen selbst zu genügen, denn während er in München mit jener großen Aufgabe beschäftigt war, versah er zugleich das Amt eines Akademiedirektors in Düsseldorf! — Den Sommer brachte er dort, den Winter hier zu. Er war im eigentlichen Sinne des Wortes ein Mann, um den sich die Könige stritten. Als aber die Stellung des Münchener Kunstabakademiedirektors frei wurde, tauschte er sie gegen die Düsseldorfer ein und siedelte nun ganz nach München über. Aber die überschwänglichen Hoffnungen, die er daran geknüpft hatte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Das Zusammenarbeiten mit dem Baumeister Klenze (vgl. S. 82) fiel nicht zu beiderseitiger Zufriedenheit aus, auch die anfangs so warmen Sympathien Ludwigs erkalteten mehr und mehr. Trotzdem erhielt Cornelius nach Vollendung der Glyptothekfresken den Auftrag, die neu erbaute Ludwigskirche mit Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament auszumalen, wozu er die Schöpfung, die Anbetung der Könige, die Kreuzigung und das Jüngste Gericht wählte (Abb. 71). Das Jüngste Gericht nimmt die Hauptwand neben dem Altar ein. Während Rubens wie Michelangelo das Ereignis des Jüngsten Gerichtes in einer Unzahl dramatisch bewegter, zu einem einzigen gewaltigen Auf- und Niederströmen wunderbar vereinigter nackter

Menschenleiber verkörpert hatten, gibt Cornelius die christlich-katholische Lehre von diesem Ereignis in völlig ruhigen, flächenhaften, aus lauter bekleideten Gestalten zusammengesetzten, kompositionell aber auseinanderfallenden Gruppen wieder⁶⁸). Der Gipelpunkt der Abstraktion in der bildenden Kunst war von Cornelius mit diesem Werke erstiegen. Aber auf diesem Gipfel fühlte sich weder sonst jemand in München, noch der König wohl, der vielmehr seine, die ganze Art des Gedankenkünstlers verdammende Ansicht in die klassischen Worte zusammenfaßte: „Der Maler muß malen können.“

Unter diesen Umständen nahm Cornelius im Jahre 1840 von Herzen gern den Ruf Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin an. Das Jahr vorher, 1839, war er in Paris Gegenstand höchster Auszeichnungen gewesen, sowohl von Seiten der Kunstakademie als auch Louis Philippe, der den Künstler zur Tafel zog und ihn in höchsteigener Person im Louvre herumführte. Ebenso glich die Reise nach Berlin und der Empfang daselbst einem wahren Triumphzug. Doch der Begeisterungsausbruch der großstädtischen Bevölkerung war bald verflogen. Auf die Dauer konnten der katholische, romantische, poetische Künstler und die protestantische, rationalistische Stadt der Aufklärung doch keinen rechten Geschmack aneinander finden. War man ihm in München mit dumpfer Verehrung begegnet, so kam man ihm hier mit offenem Spott entgegen, so daß der Künstler Berlin ehrlich hätte, es eine gottlose Stadt zu nennen und den Aufenthalt in der nordischen Hauptstadt, wenn möglich, durch eine Reise nach Rom zu unterbrechen pflegte. Indessen fand er doch in Berlin bei den geistig Höchststehenden verständnisvolle Anteilnahme, so bei den Brüdern Grimm, Alexander von Humboldt, dem Bildhauer Rauch und dem Kunstliebhaber, Kunstsammler und Kunstschriftsteller Graf Raczyński. Cornelius' Hauptwerk in Berlin, zugleich das letzte große seines Lebens, bestand in den Kompositionen für das von Friedrich Wilhelm IV. geplante Kamosanto, eine Begräbnisstätte der Hohenzollern neben dem damals auch erst zu erbauenden Dom. Indessen sollte der romantische Pläneschmied auf dem preußischen Königsthron weder Dom noch Kamosanto vollenden. Und Cornelius hat überhaupt keinen Pinselstrich darin getan. Nur die Entwürfe, gezeichnete Kartons größten Maßstabes, entstanden unter seinen Händen und fanden nachmals in der Nationalgalerie Aufnahme. Cornelius sollte und wollte im Kamosanto ein christliches Epos an die Wand zaubern. Es war dies von jeher sein höchster Künstlertraum gewesen, dem er das ganze Leben hindurch nachgehängen, von dem er in der Ludwigskirche zu München ein Stück hatte verwirklichen dürfen, und der ihm jetzt endlich im siebten Jahrzehnt seines Lebens voll in Erfüllung gehen sollte. Was Wunder daher, daß er mit jugendlichem Feuereifer an die Arbeit ging und während der ersten Entwürfe in Rom in die begeisterten Worte ausbrach: „Jeder Atemzug bei dieser Arbeit ist mir eine tiefe Seligkeit . . . Ich fühle bis in die Gebeine die heiligste Nähe, wie sie denn so oft dem Unwürdigen naht . . .“ Cornelius gliederte, seiner Art gemäß, den Raum in Abteilungen und diese in Unterabteilungen, um so in zyklischer Form die tiefsten Gedanken des Christentums, das Walten der göttlichen Gnade gegenüber der sündigen Menschheit und, im vollsten Einklang mit dem Charakter der Begräbnisstätte, das letzte Ende aller Dinge zu verkörpern. Der katholische Maler hat sich dabei über den einseitig konfessionellen Standpunkt hoch erhoben. Nicht etwa aus Rücksicht auf das protestantische Preußen und Berlin, noch weniger, um etwa dem König entgegenzukommen, der als echter Romantiker ja selbst dem Katholizismus eine geheime Neigung entgegenbrachte, sondern weil des Künstlers in die Weite strebender Geist über die Schranken der Bekenntnisse erhaben war. Die Nazarener vom Schlage des Overbeck traten vom Protestantismus zum Katholizismus über und verbohrten sich in einen engen Konfessionalismus, der katholisch geborene Cornelius strebte darüber hinaus. Einen



Abb. 71 Das Jüngste Gericht, Wandgemälde von Peter Cornelius in der Ludwigskirche zu München
(Zu Seite 109)

besonders hohen Rang unter den Kamposanto-Entwürfen nahmen die acht Seligpreisungen der Bergpredigt ein, statuarisch gedachte Frauengesalten auf



Abb. 72 Die vier apokalyptischen Reiter von Peter Cornelius
(Nach Photographie der Phot. Gesellschaft, Berlin)

malten Sockeln. Diese Seligpreisungen sind in der Tat so plastisch empfunden, daß der Bildhauer Rauch ganz begeistert davon war und sie am liebsten gleich selbst in Marmor umgesetzt hätte. Aber an erster Stelle stehen unter den Kamposanto-Entwürfen und wohl überhaupt unter sämtlichen Werken des Cornelius die vier apokalyptischen Reiter (Abb. 72). Damit kehrte der alternde Künstler gleichsam zu den Idealen seiner Jugend wieder zurück. Denn diese Komposition ist offenbar im Anschluß an Dürers bekannten Holzschnitt entstanden. Und in diesem einen Falle ist es dem Nachfahren auch gelungen, sein großes Vorbild zu übertreffen, nicht an Technik, Naturgefühl und stofflicher Charakteristik, wohl aber an Schöpfungskraft, Dramatik und unmittelbar hinreißender Wirkung auf den Beschauer. Bald nach den Kamposanto-Entwürfen, im Jahre 1867, ist der Künstler hinübergegangen.

Cornelius gilt uns als der bedeutendste Vertreter nicht nur der deutschen Romantik, sondern der gesamten deutschen Gedankenkunst. In seinen Werken spiegeln sich ihre Schwächen und Vorzüge am klarsten wider. Die Schwächen liegen in mangelhafter Technik und in geringem Naturgefühl, die Vorzüge sind sittlicher, seelischer, geistiger Art. Cornelius spielt ferner, bei aller individuellen Verschiedenheit, in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Malerei eine ähnliche Rolle wie Ingres in der französischen. Beide schwanken zwischen klassizistischen und romantischen Einflüssen hin und her. Während sich aber der Franzose schließlich dem Klassizismus ergibt, darf man den Deutschen vor allem als Romantiker an-

sprechen. Beide führen die seit dem Rückschlag gegen das Rokoko herrschende Tendenz, die zeichnerische Grundlage der Malerei vorzugsweise zu betonen, bis in die äußersten Konsequenzen durch. Ingres erklärte die Zeichenschule für die beste Malerakademie, und Cornelius erschien die Farbe geradezu als Verderb der Malerei! — Während sich bei Carstens immer noch ein Rest von Rokoko-Anmut im Kolorit erhalten hatte, ist es bei Cornelius jeglichen Reizes bar. Er wollte den architektonischen Aufbau seiner Kompositionen „nicht durch düstere Farben beschweren, verwehrte selbst den Schatten ihre naturgemäße Dunkelheit, indem er sie nach altitalienischer Weise ... durch eine zweite Farbe ersetze, indem er unter der Lichtwirkung Rot sich in Blau, Gelb in Grün, Grün in Rotbraun wandeln läßt. Die so geschaffene Farbenunruhe wird dann noch dadurch erhöht, daß Cornelius die Farbwerte, wie sich fast durchweg verfolgen läßt, symbolisch gebraucht, den Männern selbst im Olymp dunkleren Teint und Gewandung, den Frauen lichte Hautfarbe, helle Kleider gibt“⁶⁹). Seine Zeichnung steht ungleich höher als sein Kolorit. Namentlich gelang es ihm bisweilen, den unbekleideten menschlichen Körper, wie bewegt er ihn auch geben möchte, in ein System wundervoller Linien aufzulösen. Die Kartons für den Göttersaal der Münchener Glyptothek „Leukothea, Klytia und Hyakinthos“ sowie „Apollon und Daphne“ führe ich als Zeugen dafür an. Cornelius' Zeichnung, besonders sein Umriß und seine Gewandfältelung, sind von einer ganz eigenartigen, wenn auch kalten, strengen, stuarischen Schönheit. Seiner ganzen Kunst eignet überhaupt ein gewisser plastischer Grundcharakter, so daß sich seine Kartons eher in Marmor als in Farben umsetzen ließen. Indessen liegt seine Bedeutung überhaupt nicht in der Technik. Was er technisch geleistet hat, ist vorbei, ist tot, ist wertlos für die Gegenwart wie für die nachfolgenden Geschlechter. Rührend wirkte es, wenn man noch im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in einem Kupferstichkabinett gelegentlich einen Enkelschüler des Cornelius nach seinen Kartons mit hingebender Begeisterung zeichnen sah! — Aber was der große Mann gewollt, gedacht und in seinen

Zeichnungen an sittlicher und geistiger Kraft niedergelegt hat, kann niemals untergehen und wird dem Kunsthistoriker späterer Zeiten stets wie in einem klaren Spiegel das Streben des deutschen Geistes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts offenbaren. Der Maler Cornelius, der Bildhauer Rauch, der Baumeister Schinkel und der Kunstmäzen König Ludwig I. von Bayern — denn das sind die Männer, die in dieser Hinsicht



Abb. 73 Siegfrieds Tod von Julius Schnorr von Carolsfeld
Freskogemälde in der Residenz zu München (Zu Seite 115)

zusammengehören — haben dasselbe hohe sittliche Ideal vor Augen gehabt: eine geistige Wiedergeburt des deutschen Volkes herbeizuführen, wie sie politisch nach außen durch die Freiheitskriege, nach innen durch die schöpferische Tätigkeit des Freiherrn vom Stein bewirkt war. Wir können gegenwärtig gar nicht mehr ermessen, wieviel jene Männer zur seelischen Erhebung unserer Vorfahren beigetragen haben und wieviel auch wir ihnen daher mittelbar verdanken. Und es wäre kleinlich von uns, wenn wir, statt dessen vor allem eingedenk zu bleiben, nur ihre Mängel bekritiseln wollten! —

Cornelius hat seinerzeit auf das Publikum wie auf die Künstler einen weithin bestimmenden Einfluß ausgeübt. Was er im großen, das hat neben ihm auch manch anderer Künstler angestrebt. So *Julius Schnorr von Carolsfeld* (1794—1872)⁷⁰). Dieser stammte aus einer alten sächsischen Familie. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte um seiner Verdienste auf industriellem Gebiete willen ein Schnorr den Adel mitsamt dem Zunamen „von Carolsfeld“ erhalten. Julius Schnorr war, wie Cornelius, der Sohn eines Malers, hat sich aber diesen Umstand ungleich besser zunutze gemacht und überhaupt sein Leben lang fleißig nach der Natur Akt, Draperie und Landschaft gezeichnet. Daher erwies er sich auch Cornelius in der genauen Naturwiedergabe wie im Technischen weit überlegen. Aber er hat nicht die eindrucksmächtige geistige Größe besessen wie jener. Sein Entwicklungsgang war annähernd der gleiche. In Wien, wohin er aus seiner Vaterstadt Leipzig an die Akademie gekommen war, bildete er sich nicht an dieser, sondern im Umgange mit seinem älteren Freunde, dem Dessauer *Ferdinand von Olivier* (1785—1841), und unter Dürerschen Einflüssen zum Deutschromantiker. Dann kommt er nach Rom und bleibt zwar hier — im Gegensatz zu seinem eigenen Bruder, dem Maler *Ludwig Schnorr*, und überhaupt als einziger unter den bedeutenderen Romantikern — seinem angestammten protestantischen Bekenntnis treu, hört auch nicht auf, sich als Deutscher zu fühlen: „Der Deutsche ist nie deutscher gewesen, als er es jetzt hier ist“.... „Ich habe in Italien viel gelernt, aber ich will am Ende doch in und für Deutschland malen; eine Wonne wird es für mich sein, wenn die erste Schneeflocke auf meiner Backe zerschmilzt“⁷¹), aber er beugt sich doch mehr als Cornelius dem übermächtigen Eindruck italienischer Renaissancekunst. Schnorrs Figuren sind in den Motiven, in den Bewegungen und namentlich in dem übertriebenen Kontrapost italienischen Vorbildern großenteils nachgezeichnet. Wer sich in der italienischen

Kunstgeschichte gut auskennt, kann



Abb. 74 David läßt Salomo zum König salben
Aus der Bilderbibel von Julius Schnorr von Carolsfeld
(Holzschnitt im Verlag von Gg. Wigand, Leipzig)

bei fast jeder von Schnorr gezeichneten Gestalt genau nachweisen, aus welchem Werke des Raffael, des Michelangelo oder sonst eines großen italienischen Hochrenaissance-künstlers sie entnommen ist. Aus Rom wurde Schnorr, wie Cornelius, vom König Ludwig nach München gezogen, wo er einige Säle der Residenz mit Freskogemälden nach dem Nibelungenliede auszuschmücken erhielt (Abb. 73). Gleichzeitig führte er die Vorzeichnungen für die Holzschnitte des großen, 1843 bei Cotta erschienenen Werkes „Der Nibelunge Not“ aus. Seine andere Tat, mit der er ein „deutsches Nationalwerk“ zu schaffen wünschte und hoffte, die „Bibel in Bildern“, hat er in seiner sächsischen Heimat, in Dresden, vollführt, wohin er im Jahre 1846 einen Ruf

als Akademieprofessor und Galeriedirektor erhalten hatte. Schnorrs Nibelungen lassen sich mit denen des Cornelius weder an Erfindungskraft noch an einschlagender Wirkung auf das Gemüt des Beschauers vergleichen. Sie sind ebensowenig wie die Bilder zur Bibel den gewaltigen Schriftwerken gleichwertig. Abgesehen von der formalen Unselbständigkeit, macht sich in diesen Illustrationen eine Weichheit der Empfindung geltend, die dann von den späteren deutschen Bibelillustratoren und Heiligenmalern in Weichlichkeit, eine Süße der Auffassung, die von ihnen in Süßlichkeit verzerrt wurde, wenn Schnorr sich selbst davon auch noch ferngehalten und mit seiner Bilderbibel trotz allem ein Werk geschaffen hat, das wahrhaft ins Volk gedrungen, in Tausenden von Exemplaren verkauft und in seiner Art wohl bis auf den heutigen Tag noch nicht überholt worden ist (Abb. 74). Neben den großen Illustrationsfolgen sind Schnorrs gezeichnete Bildnisse berühmter Männer, wie Overbeck, Thorwaldsen, Rückert (Abb. 75), Freiherr vom Stein u. a., sowie seine landschaftlichen Studien nach Motiven des Lateiner- und Sabinergebirges beachtenswert. Bei ihrer Entstehung hat sich das Merkwürdige zugetragen, daß der Künstler unbekümmert um Kunstrichtungen und um die großen Gedanken seiner Zeit lediglich der Natur folgte und dabei zu den schönsten Ergebnissen gelangte.

Während sich bei allen Abweichungen im einzelnen die Kunst des Cornelius in derjenigen Schnorrs widerspiegelt, war *Wilhelm Kaulbach*⁷²⁾ eine von beiden grundverschiedene Natur. Wie dieser wesentlich jüngere Künstler einer der Nachfolger des Cornelius auf dem Präsidentenstuhl der Münchener Akademie werden

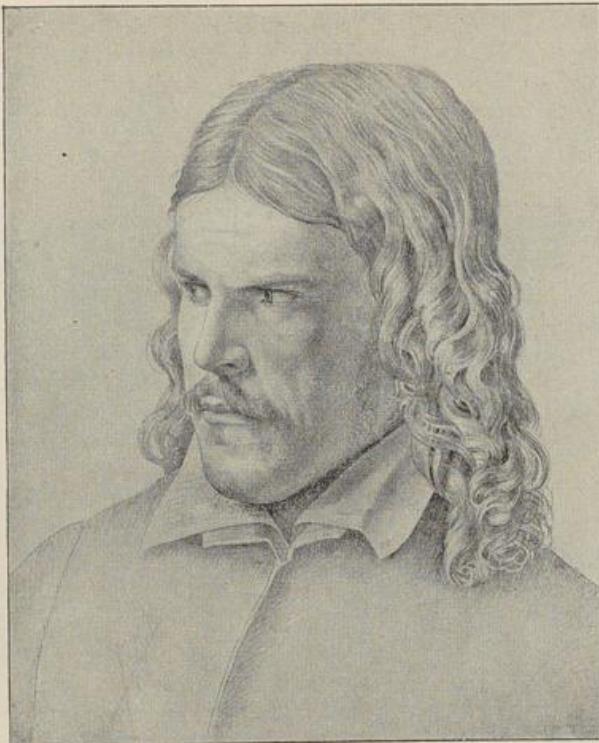


Abb. 75 Friedrich Rückert
Zeichnung von Julius Schnorr von Carolsfeld
Wien, Akademie



Abb. 76 Das Narrenhaus von Wilhelm Kaulbach
(Nach Photogr. F. Bruckmann, München)

sollte, so begnügte er sich nicht einfach damit, dessen Art nachzufolgen, sondern er suchte sie in seiner Weise weiterzubilden. — Auf sein ganzes künstlerisches Wesen haben schwere Schicksalsschläge, die der Unglückliche bereits in jungen Jahren erleiden mußte, wahrscheinlich einen stark mitbestimmenden Einfluß ausgeübt. Im Jahre 1805 in Rauchs Geburtsstadt Arolsen als Sohn eines Goldschmieds und Kupferstechers geboren, kam er, ein 17jähriger Jüngling, nach Düsseldorf zu Cornelius und folgte diesem 1826 nach München. Später, als Cornelius längst nach Berlin gegangen war, übernahm Kaulbach 1847 die leitende Stellung an der Kunstakademie in München und ist hier im Jahre 1874 von der Cholera hinweggerafft worden. Er begann seine Tätigkeit in München, indem er sich an der Ausmalung der Hofgarten-Arkaden beteiligte und dort die vier Flüsse sowie die Gestalt der Bavaria ausführte. Als selbständiger Künstler trat er mit dem berühmten „Narrenhaus“ hervor (Abb. 76). Er hatte in Düsseldorf die Kapelle einer Irrenanstalt ausgemalt; die Eindrücke, die er bei dieser Arbeit erhalten, die Gestalten, die er geschaut hatte, gaben ihm nicht frei, bis er sie in jene Zeichnung gebannt hatte. Das „Narrenhaus“ ist eine Zusammengruppierung von Männern und Frauen, in denen bestimmte Geisteskrankheiten sehr allgemein verkörpert sind. Man erkennt den religiösen Schwärmer, den vom Größenwahn Befallenen, die Kindesmörderin usw. Die Wirkung ist eine äußerst peinliche. Geradezu widerlich wirkt der stiermäßig starke Stumpfsinnige, dem sich die Weiber an den Hals hängen, die Hysterische und die Eiferstüchtige, die nach jener schlägt. Es ist bezeichnend, daß Kaulbach nach der Gesamtanschauung jener Zeit die einzelnen Geisteskrankheiten nicht auf anatomisch-physiologische Störungen zurückzuführen, sondern rein geistig als krankhaft übertriebene Steigerungen an sich gesunder und

natürlicher menschlicher Eigenschaften aufzufassen scheint. Einen besonderen satirischen Akzent bildet der dickbäuchige Aufseher in Schlafrock und Zipfelmütze mit dem mächtigen Schlüsselbund in Händen, der beiseite steht, die bemitleidenswerten Kranken gleichmütig betrachtet und gelassen sein Pfeiflein schmaucht.



Abb. 77 Die Hunnenstaircase von Wilhelm Kaulbach im Treppenhaus des Neuen Museums zu Berlin
(Nach Photogr. F. Bruckmann, München) (Zu Seite 118 und 121)

Bildkünstlerisch genommen, ist die Auffassung höchst unmalerisch, ja rein zeichnerisch mit besonderer Betonung der Umrisse, eine hauptsächlich silhouettierende Auffassung, die aber als solche ihrer Verdienste nicht entbehrt. Außer dem Narrenhaus begann der Künstler seine Illustrationsfolgen — auch Kaulbach hat wie die

meisten deutschen Gedankenkünstler die zyklische Darstellungsform bevorzugt — zu Schiller und Goethe. Er wählte Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“, Goethes „Faust“, Goethes „Reineke Fuchs“ und eroberte sich im Sturm die Herzen des deutschen gebildeten Bürgerstandes mit seiner Galerie Goethescher Frauengestalten. Als Schwind einst vom Verleger Bruckmann der Antrag unterbreitet ward, als Gegenstück dazu eine Galerie Schillerscher Frauengestalten zu entwerfen, antwortete er stolz: „Ich male meine Weiber!“ — Cornelius hätte, wenn auch weniger derb, eine ähnliche selbstherrliche Antwort gegeben. Kaulbach dagegen verstand es, sich geschickt an die im Geiste Größeren anzuschließen und so mit ihnen und durch sie berühmt zu werden. Den Gipfel seines Ruhmes erstieg er mit der Ausmalung des Treppenhauses im Neuen Museum zu Berlin. Er stellte daselbst in sechs riesengroßen Freskogemälden — „Der Turmbau zu Babel“, „Homer und die Griechen“, „Die Zerstörung Jerusalems“, „Die Hunnenschlacht“ (Abb. 77), „Die Kreuzfahrer“ und „Das Zeitalter der Reformation“ dar, — das „tiefe Gedankenspiel des historischen Weltgeistes“, „die gesamte Kulturentwicklung aller Völker und Zeiten in ihren geschichtlichen Hauptphasen, die in der weltgeschichtlichen Entwicklung die bedeutungsvollen Knotenpunkte bilden, zu denen sich die einander durchkreuzenden und verschlingenden Fäden des weltgeschichtlichen Dramas der Völker zusammenschürzen“. Über den großen Gemälden zieht sich ein Fries hin, in dem sich die Weltgeschichte in einem Kinderspiel wider-spiegelt. Endlich hat Kaulbach außen an die Oberwände der Neueren Pinakothek die Geschichte der Münchener Kunst unter Ludwig I. gemalt. Indessen ist ihm diese gemalte Kunstgeschichte unter den Händen statt zu dem beabsichtigten Hymnus unversehens zu einer in ihrer Art kostlich kecken Satire geworden, so daß der lose Schwind mit vollstem Recht behaupten konnte: „Millionen ließ der König (Ludwig I.) sich's in jungen Jahren kosten, um die Kunst emporzubringen, und nun bezahlt er im Alter noch 20000 Taler, um sich dafür verspotten zu lassen.“ Die Fresken sind von Regen und Wetter zerstört, aber im Innern der Neueren Pinakothek bieten sich die bis ins einzelne ausgeführten Ölentwürfe dem Kunst- und Kulturhistoriker zu bequemem Studium der Kaulbachschen Kompositionen dar.

Kaulbach hat seinerzeit einen durchschlagenden Erfolg errungen. Nicht Cornelius, sondern Kaulbach, das war der Mann, welcher der breiten Masse der Gebildeten aus dem Herzen oder vielmehr nach dem Herzen schuf. Leute wie Schwind und Richter mußten, ihrem vollen Wert nach noch unerkannt und kaum gerühmt, beiseite stehen! — Was galt der große Dramatiker Rethel neben Kaulbach?! — Aber so erstaunlich das Emporsteigen, so jäh war das Herabstürzen. — Von allen hervorragenden Künstlern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schneidet Kaulbach in den neueren Handbüchern der Kunstgeschichte am schlechtesten ab. Und dennoch ist auch er eine markante Persönlichkeit gewesen. Nicht so gewaltig an Geist wie Cornelius, aber ebenso bezeichnend für seine Generation wie jener für die vorausgegangene. Kaulbachs Künstlercharakter läßt sich aus drei Hauptfaktoren erklären: aus seiner persönlichen Geistesart, aus dem Cornelianischen Stil, den er vorfand und benützte, und aus dem Geiste seiner Zeit. Cornelius war ein edler, weltbejahender Mensch gewesen. Er hatte sich sein Leben lang bemüht, das Volk zu seinem großen, schweren, ernsten Denken und Wollen emporzuführen. Kaulbach war eine skeptische, satirische, im letzten Grunde verneinende Natur, ein künstlerischer Mephistopheles. Er kannte die Menschen, ihre Schwächen und besonders ihre Eitelkeiten, und wußte diese geschickt als Stufen seiner Ruhmesleiter zu benutzen. Er verstand wie selten jemand die Kunst, die Massen im Sturme mit sich fortzureißen. Wahrhaftig, es steckt eine hinreißende Kraft im Schaffen dieses Kaulbach, die wir heutzutage

auch noch deutlich verspüren, nur daß wir uns nicht mehr davon überwältigen lassen, weil die Zeit über ihn hinweggesritten ist, und weil uns einzelne tiefer Blickende inzwischen die Schwächen der Kaulbachschen Muse aufgedeckt haben. Cornelius hatte sich mit heißem Bemühen einen gewiß nicht blühenden, sondern aus dürerischen und michelangelesken Einflüssen mühsam zusammengeschweißten, aber dennoch persönlichen herben Stil gebildet, der seinem strengen, keuschen, großen, männlichen Geiste völlig entsprach. Dieser Stil paßte zu Kaulbach nicht. Statt sich nun einen eigenen Stil zu bilden, hat Kaulbach lediglich den cornelianischen zu seinen Zwecken abgeändert, die harten Ecken abgeschlagen und durch weiche, wellige, schwellende Rundungen ersetzt, den zeichnerisch gedachten Stil mit gleißender Farbenpracht buntshimmernd überzogen. Kaulbach war kein Maler im eigentlichen Sinne des Wortes, kein Kolorist, nicht einmal vom Schlag der Düsseldorfer, die immerhin Naturwahrheit anstrebten, sondern er pflegte lediglich den cornelianischen Kartonstil zu kolorieren. Doch nicht nur farbig, sondern auch formal suchte er diesen Stil zu verschönern. Seinem Formenkanon eignet in der Tat eine gewisse, weichlich bestrickende Schönheit, die der Kunsthistoriker Gurlitt scharfblickend darauf zurückführt, daß Kaulbach den menschlichen und ganz besonders den weiblichen Körper mit starkem Fettansatz über Knochen, Sehnen und Muskeln, mit praller, glatter Haut, andererseits mit etwas zu kleinem Kopf, etwas zu kleinen Händen und Füßen malte. So ergab sich eine gewisse zierliche, stark sinnliche Schönheit, die von fern ans Rokoko erinnert. Gegen das Rokoko waren die Carstens und Cornelius als streitbare Helden zu Felde gezogen und glaubten es endgültig besiegt, aber in Kaulbach lebte es wieder auf, nicht in seinem gesunden Naturgefühl, wohl aber in seiner erotischen Pikanterie. Im Gegensatz zu der Eiseskälte der Carstens und Cornelius, der rührenden Keuschheit der



Abb. 78 Gretchen vor der Mater dolorosa von Wilhelm Kaulbach
(Nach Photogr. F. Bruckmann, München)
(Zu Seite 120)

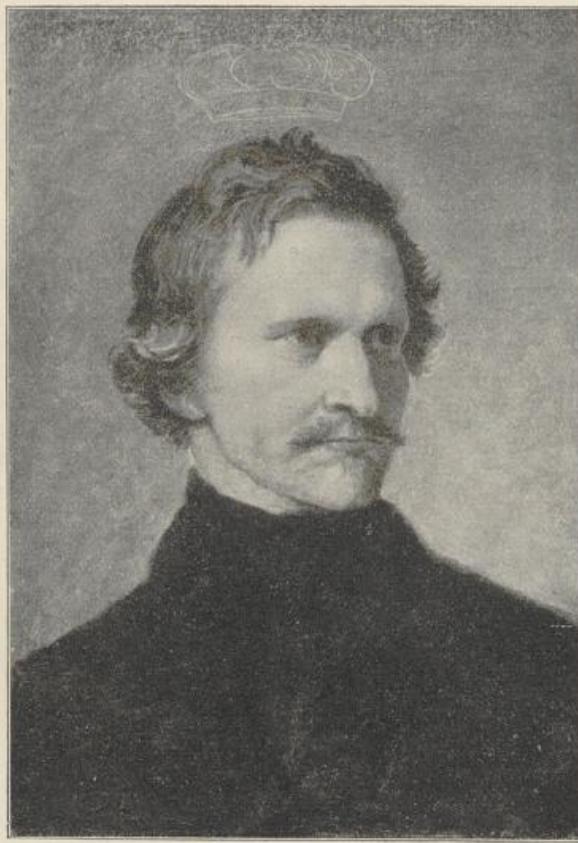


Abb. 79 Ludwig I., König von Bayern von Wilhelm Kaulbach
München, Neue Pinakothek
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

zu gewähren (Abb. 78). Gerade dieser überall und immer wieder hervortretenden Pikanterie verdankte Kaulbach offenbar zum Teil und bei einem großen Teil der Menschen seinen außerordentlichen Erfolg, andererseits freilich auch seiner geschichtsphilosophischen Grundauffassung, die den Gedanken, welche die Zeit erfüllten und begeisterten, völlig entsprach. Schwind war seiner innersten Natur nach Märchenerzähler, Spitzweg Humorist, Richter Volksfreund, Rethel Künstler schlechthin, Carstens und Cornelius waren Philosophen, letzterer im besonderen tiefgründiger Religionsphilosoph. Kaulbach war Geschichtsphilosoph. Cornelius hatte sich mit den Gedanken beschäftigt, die den Menschen immer und zu allen Zeiten beschäftigen, er hatte den Menschen ohne Zeitstracht, den außergeschichtlichen Menschen dargestellt, Kaulbach brachte den Menschen im historischen Kostüm, die großen Persönlichkeiten und Tatsachen der Geschichte auf die Leinwand, aber er begnügte sich nicht damit, jene schlechthin darzustellen, sondern er suchte den Geist Gottes in der Geschichte zu erfassen. Nur ein hochgebildeter, rastlos an der Erweiterung und Vertiefung seiner geschichtlichen Kenntnisse tätiger Mann konnte sich überhaupt eine solche Aufgabe stellen und sie so lösen, wie es Kaulbach getan hat⁷³). Aber so reich wie an Kenntnissen, so arm an Formen, Gesichtstypen, Bewegungsmotiven und Kompositionsmöglichkeiten ist dieser Künstler gewesen. Auch er ein Gedankenkünstler, kein bildender Künstler! Cornelius'

Schwind und Richter, der spröden Männlichkeit eines Rethel ist Kaulbachs gesamtes Schaffen von einem stark sinnlichen Zug durchsetzt. Für seine Intimen zeichnete er die derbsten Zoten. Dem großen Publikum gegenüber wagte er nur versteckte Andeutungen, schneiderte er die Weiberröckchen oben und unten eine Handbreit zu kurz, ließ er einen gefälligen Wind das Kleid emporwehen und die wohlgerundete Wade zeigen oder die Verzweiflung das Hemd zerreißen und dabei gelegentlich die Brust entblößen. Beim Anblick von Cornelius' Gretchen vor dem Muttergottesbild (Abb. 65) faßt uns der Menschheit ganzer Jammer an: wir denken gar nicht daran, ein sinnlich begehrswertes Weib dargestellt zu sehen. Kaulbachs vor der Mater dolorosa händerringendes Gretchen, so verzweiflungsvoll es sich auch immer gebärden mag, vergibt darüber doch nicht, dem Beschauer einen Blick in ihren halbenthüllten Busen

Stil war nicht der Natur, sondern den alten Meistern entlehnt, also aus zweiter Hand, Kaulbachs Stil nur von dem des Cornelius abgeleitet, also bloß aus dritter Hand! — Seine Köpfe und Gestalten sind Charaktercharge, keine Individualitäten. Seine Kompositionen ziehen sich von vorn nach hinten, oder, wie in der Hunnenschlacht (Abb. 77), von unten nach oben in Form einer Ellipse oder eines Kreises um eine leere Mitte herum, sie bestehen aus lauter in sich, aber nicht mit einander zusammenhängenden, sondern von einander getrennten Gruppen. Alle diese künstlerischen Fehler sahen die Gebildeten der Kaulbachschen Zeit nicht, die sich an seinen Werken berauschten, sondern sie fanden darin nur die Gedanken wieder, die sie selbst in sich trugen, und legten womöglich noch mehr hinein, als der Künstler selbst beabsichtigt hatte. —

In der Neuen Pinakothek zu München hängt ein Bildnis König Ludwigs I., das von jeher das Erstaunen der Kunstfreunde erregt haben dürfte (Abb. 79). Das Porträt, ein Ölgemälde auf Pappendeckel, ist nämlich in flotter, breiter Technik ausgeführt, mit kühnen Pinselstrichen hingebürstet und zeichnet sich durch eine feine und freie malerische Technik aus. Man wäre fast versucht, das Bildnis für die Arbeit eines Malers der 1890er Jahre zu halten, wenn es nicht die Inschrift trüge „1843 W(ilhelm). K(aulbach).“ Man fragt sich unwillkürlich: Wie ist es nur möglich, daß dieser akademisch steife Zeichner und Kolorierer ein derartig frisch und malerisch gesehenes Porträt schaffen konnte?! — Und man macht dabei die Erfahrung, daß der Unterschied zwischen dem Ende und der Mitte des vergangenen Jahrhunderts nicht so sehr in geringerem Können der damaligen Künstler als vielmehr in den von Grund aus verschiedenen künstlerischen Absichten besteht. Um die Jahrhundertwende suchten die meisten Künstler den ersten Eindruck, den sie von der Natur erhalten, möglichst in aller Frische und Ursprünglichkeit wiederzugeben. Zu Kaulbachs Zeit bemühte man sich die verschiedensten Eindrücke zu einem Gesamtbilde zu verdichten, welches das Wesen des Naturvorbildes voll auszuschöpfen vermöchte. Über diesem Bestreben verfiel man dann leicht in akademische Steifheit und entfernte sich weit von dem ursprünglichen Naturvorbilde. Bezeichnend dafür ist der Unterschied zwischen jener „Impression“, die aus dem Gesamtwerk Kaulbachs ganz herausfällt und daher wohl als ein unvollendetes Gemälde anzusehen ist, und seinen beiden öden Repräsentationsbildnissen desselben Königs Ludwig I. und des Königs Max II., gleichfalls in der Neuen Pinakothek. Wie Schwinds kleine Reisebilder, namentlich die „Morgenstunde“, sich als kecke malerische Improvisationen von dem im unverstandenen altdeutschen Glashilderstil ausgeführten großen Gemälden in technischer Hinsicht vorteilhaft unterscheiden, so jenes Ludwig-Porträt Kaulbachs von seinen geschichtsphilosophischen Riesenbildern. Dagegen vermochte Kaulbach selbst in dem gerühmten Porträt seine Zeit und sein Wesen nicht ganz zu verleugnen, liegt doch beinahe ein gewisser satirischer Zug darin, wie über dem völlig naturalistisch gemalten Bildnis, das den König im schlichten Rock des Bürgers darstellt, in den Lüften, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, die Krone schwiebt.

Alles in allem hat Kaulbach der deutschen Romantik, ja der gesamten deutschen Gedankenkunst Abbruch getan, weil er selbst nicht mehr von ihren Idealen völlig erfüllt war, vielmehr mit der Farbe, mit dem sinnlichen Reize der Erscheinung zu rechnen begann, vor allem aber, weil er von den Haupteigenschaften der Vertreter jener Richtung schlechterdings nichts besaß: nichts von der Innigkeit und der Gläubigkeit, dem Humor und der Naivität.

Alle diese Eigenschaften aber waren im höchsten Maße in Österreich vorhanden. Wien, wo auch Julius Schnorr von Carolsfeld zum Romantiker geworden war, und überhaupt das ganze klangreiche, katholische, zum Mystizismus neigende Österreich stellte einen geeigneten Boden für die Romantik dar. Aus Österreich

sollten neben anderen weniger Bedeutenden die Führich, Steinle und Schwind hervorgehen. Wenn Schnorr neben dem Helden Cornelius doch nur wie dessen Schildknappe erscheint, so erstand Cornelius in *Moritz von Schwind* (1804—71)⁷⁴) ein ebenbürtiger und selbständiger Nachfolger. Dieser Zeitgenosse des Kaulbach war im Innersten seines Wesens von ihm so grundverschieden wie nur irgend möglich. Schwind gebührt ein Ehrenplatz in der deutschen Kunstgeschichte. Von Zeit zu Zeit bringt jedes Volk einen Sohn hervor, in dessen Schöpfungen sich sein Wesen besonders klar und schön widerspiegelt, der dem ganzen Volke zum Herzen spricht und daher unmittelbar von ihm verstanden, von ihm geliebt und verehrt wird, und dem ein ewiges Gedächtnis bei seinem Volke gewiß ist. Ein solcher Mann ist Moritz von Schwind gewesen. Was wir alle dunkel empfinden, wonach wir uns schmerzlich sehnen, das hat er freudig sein Eigen genannt, das hat hell und klar vor seinem entschleierten Blick gestanden. Schwind vertritt das Deutsche in der Kunst: die Individualistik, den Humor, die Phantasiefülle, das deutsche Gemüt und die echt deutsche Märchenstimmung. Zur Zeit, als Dürer seine schrankenlose Erfindungsgabe in die Offenbarung St. Johannis, das Marienleben und die Passionsfolgen ausströmen ließ und Holbein den unvergleichlichen Totentanz schuf, klang die deutsche Grundstimmung in der deutschen Kunst jeglicher Art kräftig an. Aber seit dem Dreißigjährigen Kriege ward sie von fremden Weisen, wenn nicht ganz zum Schweigen gebracht, so doch laut übertrönt. Cornelius hatte versucht, sie wieder zum Klingen zu bringen, und Schwind hat sie mit der größten natürlichen Leichtigkeit angestimmt. Das ist sein unbestreitbares Verdienst, war er auch ebensowenig wie Cornelius der vollen Kraft und der unerschöpflichen Tiefe altdeutscher Kunst gewachsen.

Im Gegensatz zu Cornelius, bei dem auch das Deutschtum in der Kunst allgemein und abstrakt war, machte sich in Schwinds Wesen und Schaffen der Stammescharakter entschieden bemerkbar. Er war dem hochbegabten, phantasiekräftigen und gemütsinnigen bajuvarischen Volksstamm entsprossen, den nur geistlicher Druck daran gehindert hat, noch bedeutender im deutschen Geistesleben hervorzutreten. Und zwar war Schwind Deutschösterreicher. Er besaß alle Tugenden deutschösterreichischen Wesens: diese hinreißende Liebenswürdigkeit, diese glückliche Sorglosigkeit, diese unbeschränkte Genußfähigkeit ohne ihre Kehrseiten. Schwind war in der — einst! — einzigen schönen Kaiserstadt an der blauen Donau geboren, in dem singenden, klingenden, tanzenden und jubelnden Wien und ist sein Leben lang im Herzen ein echter Wiener geblieben. Sein Vater, dessen Familie aus dem Reich und zwar aus der Mainzer Gegend herkam, war hoher Beamter, seine Mutter stammte väterlicher- wie mütterlicherseits aus alter deutsch-österreichischer Adelsfamilie. Trotzdem ist er ein Volkskünstler geworden, ein Künstler aus dem Volke und ein Künstler fürs Volk, ohne daß er dieses auf allen Entwicklungsstufen des 19. Jahrhunderts so heiß ersehnte Ziel jemals ausdrücklich ins Auge gefaßt hätte. Ihm selbst war es vergönnt, stets auf den Höhen des Lebens zu wandeln. Einer vornehmen Familie entsprossen, verkehrte er schon als Jüngling mit allen werdenden Berühmtheiten der Stadt Wien, die sich gerade damals einer hohen geistigen Kultur erfreute. Mit Bauernfeld und Lenau drückte er bereits die Schulbänke, mit Grillparzer und Anastasius Grün ward er später bekannt. Namentlich aber hat er mit dem Liederkomponisten Franz Schubert, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „ein paar flüchtige Lebensjahre in glücklicher Not und Freundschaft versungen und vermusiziert“. Denn Schwind war von Hause aus ohne Vermögen. Zeit seines Lebens hat er von seines Fleißes Früchten gelebt, woraus ihm eine gesunde Grundlage für sein wirtschaftliches Da-sein erwuchs. Während nun Schubert in ein frühes Grab sank, ehe er die Anerkennung der Welt gefunden hatte, war es dem glücklicheren Schwind beschieden,

zu Ansehen und Künstlerruhm emporzusteigen. Eine selbstherrliche Natur, ist er von vornherein entschlossen auf sein Ziel losgegangen. Schwankungen geringfügiger Art kamen allerdings auch in seiner Entwicklung vor. So lebte er als junger Mann in Wien der Hoffnung, daß *Kupelwieser*⁷⁵⁾ ihm das „Reich der Farbe erschließen“ werde. Das heißt: er suchte sich zum Maler schlechthin auszubilden. Indessen trat bald darauf das entscheidende Ereignis seines Lebens ein: Cornelius' wachsender Ruhm zog ihn nach München. Hier wurde er von jenem Großen auf festen Strich, klaren Aufbau der Komposition und haarscharfes Herausarbeiten des gedanklichen Inhalts hingewiesen, aber auch von Cornelius' Verachtung der Farbe und der fast krankhaften Sucht nach hoher Kunst, nach Historienmalerei angesteckt. Der Maler wurde zum Historienmaler. Später hat er sich wieder selbst und damit seinen eigenen, höchst persönlichen Stil gefunden. Von allen Künstlern seiner Zeit hat sich keiner so folgerichtig und so ausschließlich an die Altdeutschen, als die für die Neudeutschen allein richtigen Vorbilder, angeschlossen wie gerade er. Wie Goethe in seinem Faust an Hans Sachs, so wollte er, und so, meinte er, müßte die gesamte deutsche Kunst an Albrecht Dürer wieder anknüpfen. Allerdings hat auch Schwind von München aus die damals für einen deutschen Künstler unerlässliche Romreise angetreten, aber nun ereignete sich etwas Außergewöhnliches: Cornelius war als Deutschromantiker nach Rom gekommen und hier zum italienisierenden Künstler geworden. Schnorr war es geradeso ergangen. Und wie vielen anderen weniger Bedeutenden vor, mit und nach ihnen! — Schwind allein blieb fest. Er schaute sich wohl offenen Auges in dem alten Wunderland der Kunst und der Natur um, prägte sich die erhaltenen Eindrücke tief ein und wußte sie gelegentlich in seinen eigenen Schöpfungen sehr wohl zu verwerten, allein im wesentlichen ließ er sich in seiner unverrückbaren, formal wie inhaltlich gleich deutschen Grundanschauung nicht beirren. „Ich ging in die Sixtina, schaute mir den Michelangelo an und wanderte nach Hause, um am Ritter Kurt zu arbeiten.“ Der Ritter Kurt ist eine Illustration oder richtiger gesagt: eine Nach- und Weiterdichtung der köstlichen Goetheschen Ballade, die in den berühmten Schlußworten gipfelt:

Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach — kein Ritter wird sie los.

Schwinds „Ritter Kurt“, von unerschöpflicher Empfindungskraft als Komposition, bei der er sich mit den von Goethe gegebenen Zügen nicht begnügt, sondern getrost neue hinzugedichtet hat, aber als Gemälde hart, bunt und kalt in der Farbe, wie alle Ölbilder großen Maßstabes von unserem Künstler, hängt in der Karlsruher Gemäldegalerie. Das Bild hat einst seinem Schöpfer das Herz des damaligen Großherzogs von Baden gewonnen und ihn in dessen Land und Hauptstadt geführt. Aber Schwind hat sich in Karlsruhe nicht lange aufgehalten, sondern mit einem Umweg über Frankfurt a. M. sein Lebensschifflein im Jahre 1847 glücklich in den Hafen der Stellung eines Professors an der Kunstakademie zu München hineingesteuert. In der aufblühenden Kunststadt hat er dann bis an sein Lebensende neben Klenze und Gärtner, Cornelius und Kaulbach, Schnorr, Spitzweg und vielen anderen Künstlern gelebt und gewirkt.

Schwinds Kunst ist jeweils sehr verschieden beurteilt worden. Zu seinen Lebzeiten nahm er durchaus keine beherrschende Stellung unter den deutschen Malern ein. Vielmehr mußte er hinter anderen, wie namentlich Cornelius, weit zurücktreten. Später, als der idealistisch-zeichnerische Stil durch den koloristisch-realistischen überwunden wurde, geriet auch Schwind mit den anderen Genossen seines Stiles ganz in den Hintergrund. Als aber dann die realistische von der naturalistischen Kunstrichtung abgelöst wurde und die idealistische geschichtlich zu werden begann, trat um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert Schwinds Gestirn in seinem ganzen Glanze siegreich hervor. Gegenwärtig überstrahlt er alle seine Zeit-, Kun-

und Stilgenossen, den einzigen Ludwig Richter ausgenommen. Jetzt kümmert man sich nicht mehr um seine Technik, kaum um seine Naturauffassung, sondern man achtet nur auf den für uns Deutsche ewig gültigen dichterischen und gemütlichen Gehalt seiner Schöpfungen. Dieser wird selbst von Männern, die auf völlig anderem Boden stehen, freudig anerkannt. So erzählt man sich von Max Liebermann, der doch unter deutschen Malern den modernen Naturalismus geradezu verkörpert, daß er ein warmer Verehrer der Schwindischen Muse sei. Schwind's Technik haben früher seine unbedingten Anhänger ebenso wie den Gehalt seiner Werke anerkannt wissen wollen. Später ist man dazu übergegangen, letzteren gelten zu lassen, erstere aber zu verurteilen. Seine Technik ist nun, an und für sich betrachtet, kindlich und für den ersten besten gewiß nicht nachahmenswert! — Aber sie entspricht vollkommen dem Geist der Innigkeit, der seine Schöpfungen erfüllt. Diese aus einem gläubigen Kindergemüt geborenen Märchen, diese duftigen, luftigen, außerirdischen Gestalten hätten naturalistische Darstellungsmittel garnicht ertragen, sie erheischten geradezu eine nur leis und zart andeutende Ausdrucksweise. So ist Schwind's Technik nichts weniger als von tief eindringender Naturauffassung gesättigt, aber sie trägt das Gesetz ihrer eigenen Schönheit in sich. Ganz besonders war ihm die Gabe verliehen, die ein anderer Großer, der nach ihm kommen sollte, Arnold Böcklin, freudig anerkannte: Menschen und Engel, Nixen und Nymphen schweben und fliegen zu lassen, ferner menschliche Bildungen mit Flügeln zu begabten, Teile von menschlichen und tierischen Körpern zu neuen Organismen zusammenzuschaffen, Wald und Feld mit Empfindung zu beseelen, so daß sie zu unserem Herzen sprechen. Wer Schwind, den Techniker, in seiner hinreißenden Anmut kennen lernen will, muß sich an seine gezeichneten Originalentwürfe halten. Kein Stecher hat je vermocht, die Feinfühligkeit seines schier musikalisch zarten Strichs nachzuempfinden. Auch das Aquarell im Sinne naiv anmutiger Färbung der Vorzeichnung wußte er meisterhaft zu handhaben. Die Öltechnik war gemeinhin für seine duftige Muse zu schwer. Indessen muß man zwischen seinen zumeist umfangreichen Ölbildern (wie der Ritter Kurt in Karlsruhe, der Graf von Gleichen in der Schackgalerie, die Rose in der Berliner Nationalgalerie), bei denen sich der Künstler krampfhaft, aber ohne Erfolg bemühte, die altdeutschen Gemälde nachzuahmen, von denen er wußte, daß sie auf den Grundsätzen der Glasmalerei beruhen, und andererseits den kleinen, feinen Bildchen unterscheiden, die zum größten Teil in der Schackgalerie vereinigt sind und bei deren Schöpfung er sich schlecht-hin seinem künstlerischen Naturell überließ. In diesen kleinen Ölgemälden erreichte Schwind bisweilen, wie z. B. im Zweikampf am Gartentor, auch vortreffliche Wirkungen als Maler. Er arbeitete nicht auf räumliche Vertiefung und plastische Rundung der Figuren hin, sondern er bewegte sich in glücklich aneinandergeriehenen Silhouetten. Es entspricht dies seinem innersten Wesen, das im Improvisieren, Illustrieren, Erzählen bestand. Um auf den Urgrund seiner Kunst zu gelangen, muß man sich Schwind als liebenden Vater vorstellen, der im Kreise seiner und der Nachbarskinder uralte Märchen erzählt, diese immer weiter spinnt, ihnen alle Schärfen und Härten nimmt und alles zum Besten kehrt. Schwind hat aus den alten deutschen Volksmärchen alles Derbe und Grobe ausgeschaltet, er hat sie verfeinert und — wie Goethe den Iphigenienstoff — verinnerlicht. Dieses Bestreben verführte ihn allerdings bisweilen auch dazu, sie zu verzierlichen. Während des Erzählens schnitt er nun illustrierende Schattenrisse aus (in welcher Fertigkeit Schwind, wie auch Cornelius, Meister gewesen sein soll) oder er entwarf dazu in rascher Aufeinanderfolge Silhouetten. So muß man sich die Entstehung und das Wesen seiner Märchen und sonstigen Bilderfolgen, wie des Aschenbrödels, der Sieben Raben, der Schönen Melusine, ebenso der Wartburg- und der Wiener Opernhausfresken erklären. Mit unvergleichlichem Erzählertalent entwickelt



Abb. 80 „Die Künste im Dienste der Mutter Gottes“ von Moritz v. Schwind
München, Staatsgalerie (Zu Seite 126)

Schwind jede Szene aus der vorausgehenden. Sein höchster Ruhm aber besteht in der persönlichen Durchdringung und Ausgestaltung der von Geschlecht zu Ge-



Abb. 81 Titelblatt zu den Sieben Raben von Moritz v. Schwind

schlecht überliefer-
ten Märchen. Da-
mit hat er allen
Völkern deutscher
Zunge aus der Seele
gesprochen. Darum
verdient er neben
Ludwig Richter der
deutscheste Künst-
ler des ganzen 19.
Jahrhunderts ge-
nannt zu werden.
Die Märchenpoesie
aber durchtränkt er
mit eigenartigem
Witz, mit Komik
und Humor, nicht im
negierenden Hein-
rich Heineschen,
sondern im bejahen-
den Gottfried Kel-
lerschen Sinne.

Betrachten wir die gerade nach Schwind in besonders großer Zahl in unserem Werke beigebrachten Abbildungen, so erblicken wir zunächst ein Heiligenbild, eine Santa Conversazione: „Die Künste im Dienste der Mutter Gottes“ (Abb. 80). In der Mitte die Maria mit dem Kinde in muschelförmiger Nische auf hohem Stein-
thron, über dessen niedriger rückwärtiger Mauer buschiges Gesträuch, das Auf-
steigen des Thrones begleitend, freundlich herübergrüßt. Aus dem Strauchwerk heben sich zwei hohe schlanke Bäumchen hervor, die in reichen Laubkronen enden. Zu Füßen der Himmelskönigin stehen die Vertreter der tönenden und der bildenden Künste, links (v. B. a.) die heilige Cäcilie mit der Handorgel, der Erzengel Gabriel mit dem Dichterlorbeerkrantz und der heilige Bernhard mit der Feder als Vertreter der Beredsamkeit⁷⁶), rechts der Kaiser Heinrich II. mit dem Modell des Bam-
berger Domes, seine Gemahlin Kunigunde mit einem ziselierten Altarantependium und der heilige Lukas, der Patron der Maler. Auf dem Vorsprung in der Mitte der untersten Thronstufe sitzen und musizieren zwei entzückende Engelsknäblein. Am Boden sprießen ein paar Blumen empor. Daß hier italienische, quattrocen-
tistische, bellineske Vorbilder maßgebend gewesen sind, ergibt sich ohne weiteres. Echt Schwindisch sind dagegen die feinen Frauenhände, der Schalk in den Ge-
sichtern der Engelsbüblein und das unschuldsvolle Erzengel Gabriel-Antlitz. Daß Schwind die alten Italiener nicht erreicht, geschweige denn übertroffen hat, steht ebenso fest, wie daß er sich mit diesem Bilde, mag es noch so viel Schönheit und Keuschheit enthalten, dennoch nicht von seiner glücklichsten Seite zeigt. Schwind hat verhältnismäßig selten Vorwürfe aus dem religiösen Stoffkreis behandelt. Außer dieser Santa Conversazione wären hauptsächlich die Reichenhaller Fresken und die Altarflügel der Münchener Frauenkirche zu nennen, aber wie das Marienbild an Giovanni Bellini und andere italienische Künstler, so klingen die Flügel der Frauenkirche stärker an die Altdeutschen und Altniederländer, als an den eigentlichen Schwind selber an. Die Heiligenmalerei war nicht Fleisch von seinem Fleisch, wie er selbst sagte: „Einen zweigeteilten Bart kann ich so gut malen wie ein anderer. Aber einen Christus zu malen, dazu muß man ein anderer Mensch sein als ich.“ „Glücklich der, dem sein Talent einen kirchlichen Wirkungskreis an-

gewiesen hat. Immer mit den schönsten Gegenständen und den edelsten Kunstformen zutun zu haben, ist nichts Kleines. Ich habe aber die Ruhe nicht, geschweige denn das asketische Feuer, ohne dem doch nichts Rechtes wird.“

Als Märchenerzähler ist der Künstler hier durch vier Gemälde vertreten, drei davon gehören der Bilderfolge von den Sieben Raben und der treuen Schwester an. Das

Titelblatt ist außerordentlich bezeichnend (Abb. 81): In der Mitte sitzt die Ur-ahne, die Märchenerzählerin. Eng an sie geschmiegt der geflügelte Genius der Schwindischen Kunst mit dem Flämmchen der Begeisterung an der Stirn, zur Seite Pinsel und Palette. Ihm gegenüber der Genius der Musik. An diesen schließt sich unmittelbar die ganze Familie Schwind an: die Gattin, die drei Töchter und der aufmerksam lauschende Sohn. Gegenüber im äußersten Winkel der Künstler selbst mit seinem als schlafend dargestellten, in Wahrheit verstorbenen vierten Töchterchen im Arm, das einen Lilienstengel in der Hand hält. Zu dem toten Kinde hat sich noch ein anderer Geist gesellt: Ada, die frühverstorbene Gattin des Dichters Geibel. Durch die strenge Profillinie und die starre Haltung wird die Tote in dieser Versammlung kräftig Lebender um so entschiedener gekennzeichnet, als unmittelbar hinter ihr eine dralle Dirne in lebendigster Bewegung ein paar Kinder von der Märchenerzählerin wegweist, von der sie sich — ach, wie schwer! — trennen, denn das Märchen, das da gerade erzählt wird, ist doch gar zu schön. — Die Erzählung dieses Märchens setzt gleich oberhalb unserer Versammlung als Wandschmuck kräftig ein: Es war einmal eine arme Mutter, die ihren hungrig nach Brot schreienden sieben Knaben verzweiflungsvoll zurief: „Ich wollte, ihr flögt alle sieben als Raben zum Fenster hinaus!“ — Doch kaum hat sie das Wort gesprochen, so fällt sie entseelt zu Boden, die sieben Buben aber fliegen wahrhaftig als Raben zum Fenster hinaus, während das Schwesterlein allein zurückbleibt. Dieses folgt nun ihren verzauberten Brüdern in den tiefen Wald nach. Da erscheint ihr eine Fee, vor der sich das Mädchen demütig zu Boden wirft. Doch die Fee hebt sie auf, weist ihr einen hohlen Baum und befiehlt ihr, darin zu spinnen sieben volle Jahre, für jeden der sieben Brüder ein Hemd — während der ganzen Zeit aber kein einziges Sterbenswörlein zu sprechen. Sie setzt sich in den hohlen Baum, spinnt und schweigt. — So weit die Exposition. Nun wird die treue Schwester vom Königssohn aufgefunden, von ihm auf sein hochragendes Schloß geführt und zu seiner Gemahlin erhoben. Trotz alledem spinnt sie an den Hemden ruhig weiter und bewahrt unverbrüchliches Stillschweigen. Unsere nächste Abbildung (Abb. 82) zeigt die Katastrophe: Die treue Schwester hat Zwi-



Abb. 82 Aus der Bilderfolge von den Sieben Raben
Aquarell von Moritz v. Schwind im Museum zu Weimar



Abb. 83 Aus der Bilderfolge von den Sieben Raben
Aquarell von Moritz v. Schwind im Museum zu Weimar

verständlich geworden: Eine Hexe hat man ins Königsschloß aufgenommen! — In ihrer höchsten Not will die Ärmste ihr Gelübde brechen und sprechend sich erklären, da schwebt zur rechten Zeit — nur ihr allein sichtbar — die Fee vorüber, legt den Finger an den Mund und bestärkt sie so noch einmal in ihrem bisher allen Versuchungen zum Trotz treu bewahrten Stillschweigen. Die letzte Abbildung (Abb. 83) stellt den Umschwung dar. Die Hexe war ins Burgverlies geworfen und vom geheimen Femgericht zum Feuertod verurteilt worden. Der Scheiterhaufen ist aufgetürmt, die treue Schwester an den Schandpfahl gebunden, die Henkersknechte sind im Begriff, das Feuer anzulegen, da — im letzten und entscheidenden Augenblick — sprengen auf schlöhweißen Schimmeln die entzauberten sieben Brüder herbei, von der anderen Seite aber die Fee mit den gleichfalls entzauberten Zwillingen an der Brust. Sie hält in der rechten Hand triumphierend das Stundenglas hoch empor zum Zeichen, daß die sieben Jahre vorüber sind. Das Stillschweigen war bewahrt und die Hemden waren gesponnen worden. Nur den letzten Ärmel hatte die treue Schwester im Kerker nicht vollenden können, daher mußte der jüngste Bruder einen Rabenflügel behalten. Sonst ist alles gut und aus. Die Henkersknechte eilen davon. Das Volk, dem gegenüber sich die treue Schwester stets mildtätig erwiesen hatte, jubelt zu ihr empor, die königlichen Schwägerinnen legen ihr ihren reichen Schmuck zu Füßen, der Gemahl aber wirft sich vor ihr zu Boden, von tiefster Reue gequält und vom höchsten Glück besiegelt.

Während im Aschenbrödel wie in den Sieben Raben ein Königssohn ein armes Mägdelin aus Niedrigkeit und Demut zu hohem und stolzem Glück emporhebt, handelt es sich in der Melusinen-Bilderfolge um ein Bündnis zwischen dem sterblichen Menschen und der unsterblichen Wassernixe, der schönen Melusine, ein Bündnis, das dem ungleichen Paar zum Unheile gereichen sollte. Unsere Abbildung zeigt uns Melusine im tiefsten Waldesinnern zwischen Felsen und Farnen, Eichenwurzeln und Eichenzweigen auf gemauertem Brunnentrog sitzend, wie sie dem sterblichen Manne auf sein heißes Flehen hin den Ring der Treue an den Finger

linge geboren. Als diese ins Wasser getaucht werden, fliegen auch sie als Raben davon. Nun bricht Dienerschaft wie Königsfamilie in ein einmütiges Verdammungsurteil über die arme Wöchnerin aus, und selbst ihr Gatte, der Königssohn, wird von seinen Schwestern gewaltsam von ihr fortgezerrt. Welch erschütterndes Seelengemälde in der charakteristisch bewegten Gruppe! — Jetzt ist das Spinnen und Schweigen auf Eins



Abb. 84 Aus der Bilderfolge des Märchens von der Melusine
Aquarell von Moritz v. Schwind im Kunsthistorischen Museum zu Wien

steckt, während ihre Nixengespielinnen Hand und Stimme zur Warnung erheben (Abb. 84).

Die nächste Abbildung (Abb. 85) mag uns Schwinds ausgebreitete Illustrationstätigkeit für die Fliegenden Blätter und die Münchener Bilderbogen an einem klassischen Beispiel veranschaulichen: Der Herr Winter (alias Nikolaus, Pelzmartin, Knecht Ruprecht, Weihnachtsmann) schreitet im langen, schneebedeckten Kapuzenmantel, mit schneebedeckten Füßen, die Bartschnüre zu Eiszapfen erstarrt, aber mit brennendem Lichterbaum am Heiligen Abend im Schnee durch eine unsagbar anheimelnde altdeutsche Stadt: das Ganze die getreueste Verkörperung echt deutscher Weihnachtsstimmung!

Ein tief innerliches Sehnen und Verlangen führte Schwind auf allerlei Einsiedelgedanken, denen er im Holzschnitt, in der Radierung und im Ölbild Ausdruck verlieh. Dieses Weltkind, das sich in der fröhlichen Stadt München eingeengt fühlte und nach seiner großstädterischen Wiener Heimat zurücksehnte, trug sich vor seiner Verheiratung allen Ernstes mit der Absicht, gemeinsam mit seinen beiden Brüdern, an denen er von ganzem Herzen hing, in die Waldeinsamkeit zu flüchten, um daselbst ein der Kunst, dem Naturgenuss und der Beschaulichkeit geweihtes Leben zu führen! — Aus solchen Empfindungen heraus hat Schwind z. B. in eigenhändiger Radierung, wie auch im Ölbild (Abb. 86) einen Einsiedler dargestellt, der die Rosse eines rastenden Ritters aus der Felsenquelle tränkt. Wunderbar wird hier die sanfte Ruhe der Einsamkeit und der stille Friede der Natur gefeiert. Der rastende Ritter aber akzentuiert diese Stimmung in eigenartiger Weise, indem er durch seine bloße Gegenwart an die lauten Kämpfe der Welt erinnert und so einen Zug von Wehmut und Weltschmerz in die Komposition bringt. Dagegen atmen „die drei Einsiedler“ die ungestörteste Versenkung ins Eremitenleben (siehe die Kunstbeilage). Der Jüngste im üppigen



Abb. 85 Herr Winter in der Christnacht
Holzschnitt von Moritz v. Schwind



Abb. 86 Ein Einsiedler, die Rosse eines fahrenden Ritters tränkend, von Moritz v. Schwind in der Schackgalerie zu München

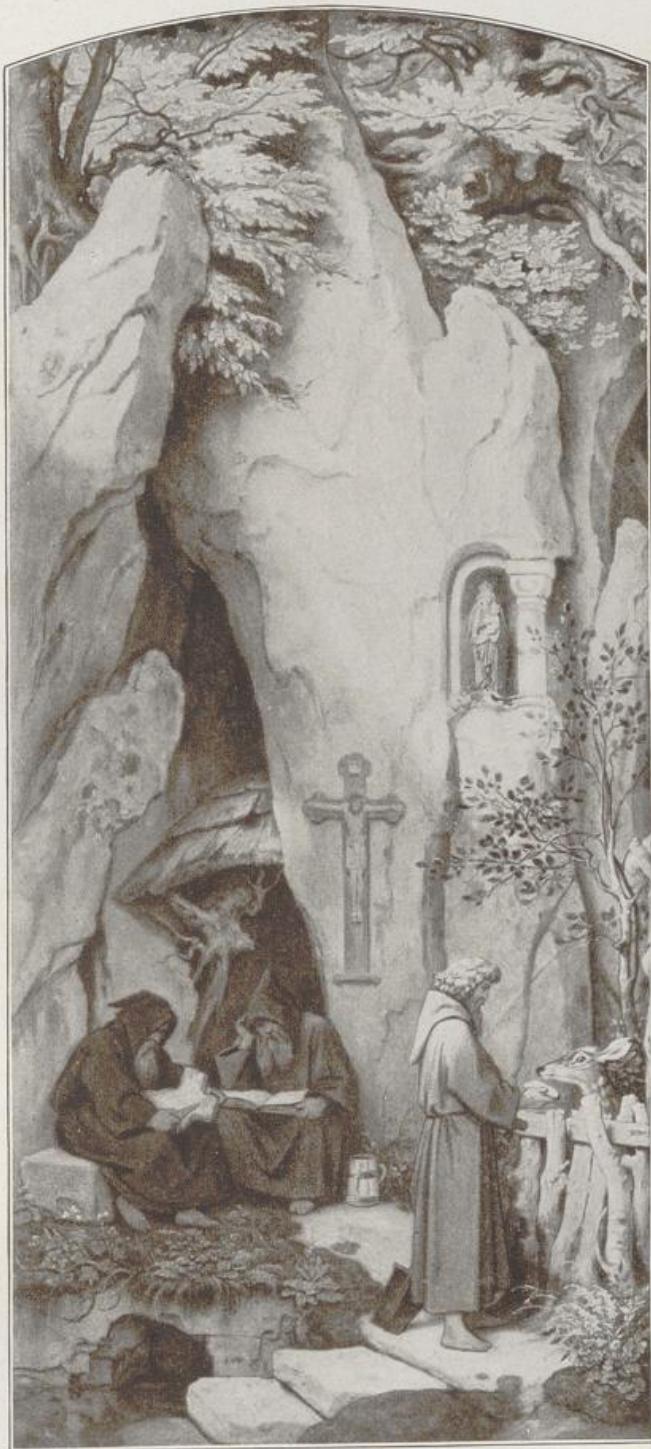
bald jene mehr hervor, immer aber klingen sie in einer streng festgehaltenen Grundstimmung zusammen. Schwind ist auch als Landschafter ein Künstler von seltener Originalität, und er hatte von seinem Standpunkt aus sicherlich recht, wenn er behauptete, daß er allein den deutschen Wald malen könne. Lassen auch seine Bäume tief eindringende Einzelbeobachtung der Natur vermissen, kein anderer Maler hat wie er die Welt von Gefühlen und Ahnungen in den Wald hineinzuzaubern gewußt, die uns Deutschen daraus entgegenweht. Ebenso vermochte er in unvergleichlicher Weise die Poesie des wogenden Kornfeldes wiederzugeben. Bald entrollt er ein an Motiven reiches Landschaftsgemälde als wirkungsvollen Hintergrund für seine Märchenerzählungen, bald bevölkert er Landschaftsgemälde mit Fabelwesen. So läßt er den struppig langbärtigen Rübezahl mit der großmächtigen Keule wippenden Ganges in Holzschuhen durch den Wald klappern, vorüber an reich gegliederten Buchen, knorriegen Eichen und giftigen roten Fliegenschwämmen (Abb. 87). Am Fuße hundertjähriger Buchen, durch deren liches Grün die liebe Sonne freundlich herein scheint, tauchen zwischen dichten Farnkräutern liebliche Quellnixen aus dem Wasser hervor und tränken aus einer Schale einen weißen Hirsch (Abb. 89). Nebel wogen am Bache zwischen Erlensträuchern und verwandeln sich für

Lockenhaar, der Gärtner mit dem Spaten in der Hand, füttert mit einem Stück Brot das hinter schlichtem Naturzaun eingefriedete Reh. Die anderen Zwei sitzen beisammen. Ihre langbärtigen tiefgefurchten Gesichter schauen nur wenig unter den Kapuzen hervor. Dieser liest im heiligen Buche. Jener schnitzt an einem ungefügten Holzkreuz. Proben seiner Kunstfertigkeit zieren die Felsenwand: ein romanisch stilisierter Kruzifixus, darüber in rundbogiger, von romanischer Säule getragener Nische ein Madonnenbild. Von oben hängt dichtes Eichenlaubwerk in die Nische herein, am Boden sprießen Blumen empor. Dieses auch in der malerischen Haltung, wie im Helldunkel ansprechende Gemälde ist eine poesieverklärte Verkörperung glückseligsten Einsiedlerfriedens.

Ein Hauptreiz der Schwindischen Kunst besteht in der harmonischen Durchdringung von landschaftlichen und figürlichen Elementen. Bald treten diese,



Abb. 87 Rübezahl von Moritz v. Schwind in der Schackgalerie zu München



Die drei Einsiedler von Moritz von Schwind
München, Schackgalerie

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



die leichtbeschwingte Phantasie des glücklichsten Malerpoeten zusehends zu dem anmutigsten Elfenreigen (Abb. 88). Eine Elfe läßt die Gespielin los und bricht im raschen Vorüber-schweben geschwind eine Blume ab. Man achte auf die mannigfachen, dabei immer schönen und poetischen Flugbewegungen der einzelnen Gestalten. Dieser Elfenreigen, wie auch die Quellnixen gehören unseres Erachtens zum Besten, was uns der Künstler an einzelnen Gemälden überhaupt gegeben.

In der köstlichen „Hochzeitsreise“ (Abb. 93) gelangen die verschiedenen Gaben seiner reichen Persönlichkeit zu beredtem Ausdruck: das außer-ordentliche Kompositionsgeschick, die innige Naturfreude, die Fähigkeit, auch



Abb. 88 Elfenreigen von Moritz v. Schwind
in der Schackgalerie zu München



Abb. 89 Nixen tränken einen weißen Hirsch
von Moritz v. Schwind
in der Schackgalerie zu München

die alltäglichsten Dinge, wie einen Krämerladen und ein Gasthausschild, mit warmer Künstlerliebe zu umfassen, und nicht zuletzt sein glücklicher Humor. Wie er selber der freudestrahlende junge Ehemann ist, der zu seiner anmutigen Gattin in den Postwagen steigt, um mit ihr in den Morgen, in die Landschaft und in das ganze strahlende Leben hinauszukutschieren, so hat er dem behäbigen Herrn Wirt, der ihn aus dem Gasthaus hinauskomplimentiert, den Kopf seines guten Freundes, des Komponisten Franz Lachner, aufgesetzt. Im schärfsten Gegensatz zu Cornelius, der dies als seiner unwürdig fern von sich abgewiesen hätte, griff Schwind gelegentlich, wie die gleichzeitigen Naturalisten, ins volle Menschenleben, in die ihn rings umgebende Wirklichkeit hinein. Aber die Auffassung, die ihn dabei leitete, war eine von Grund aus idealistische. Er hat auch den Alltag immer wie ein Märchen behandelt. Sehr bezeichnend



Abb. 90 Die Morgenstunde von Moritz v. Schwind
in der Schackgalerie zu München

Sonnenstrahlen durchs offene Fenster frei hereinfallen, wie andere gegen die heruntergelassene Gardine andringen, wieder andere sich neben dieser ins Zimmer hereinstehlen, um auf Bett und Fußboden ihr lustiges Spiel zu treiben. Es war in der Zeit der Freilichtmalerei Sitte geworden, sich einseitig an die in diesem Bilde tatsächlich vorhandenen malerischen Verdienste zu halten und dieses Bild daraufhin für Schwind's bestes Werk zu erklären. Ist dies aber auch richtig? — Was Schwind hier an malerischen Werten gibt, haben schließlich andere vor und nach ihm, sowie zu seiner Zeit ebenfalls und womöglich noch besser gekonnt. Worin er aber einzig und unerreicht dasteht, tritt in anderen Werken seines Stifts und seiner Palette in viel bedeutenderem Maße hervor, und dies ist neben seinem urwüchsigen Humor seine unvergleichliche Gabe, Märchen zu erzählen.

Mit Schwind ist seinen Münchener Genossen unter den Deutschromantikern die urbehagliche Weltanschauung und der kernige Humor gemein. In München scheint überhaupt der Humor seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben, denn es ist sicherlich kein Zufall, daß gerade in der Isarstadt, von Schwind und den Künstlern seines Kreises reich bedient, damals die „Fliegenden Blätter“ gegründet wurden, daß ein Menschenalter später dort die Oberländer und Busch ihre Wirksamkeit begannen und daß nun schon seit Jahrzehnten in demselben München die „Jugend“ und der „Simplizissimus“ herausgegeben werden. — Oder vermöchte sich jemand vorzustellen, daß letzterer oder gar die „Fliegenden“ etwa in der Buchhandelsstadt Leipzig hätten erscheinen können?!

ist dafür die „Morgenstunde“ (Abb. 90). Wir befinden uns in des Künstlers Landhaus Tanneck am Starnberger See. Sein Töchterlein hat sich so eben von ihrem altfränkischen Himmelbett erhoben und schaut zum Fenster hinaus, in den lachenden Morgen hinein, zu der himmelhoch ragenden Zugspitze empor. In diesem kleinen Bilde zeigt sich Schwind in eminentem Sinne als Maler. Er beobachtet, wie die



Abb. 91 Der Storch
von Karl Spitzweg
(Aus Bruckmanns „Ein
Jahrhundert deutscher
Kunst“)
(Zu Seite 134)

Schwind's Münchener Genossen Neureuther, Spitzweg und Graf Poccia haben alle drei in demselben ersten Dezennium des 19. Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt. Der Vater des 1808 am Isarstrandgeborenen *Karl Spitzweg* wünschte, daß von seinen drei Söhnen der eine Arzt, der zweite Apotheker und der dritte Nachfolger in der väterlichen Material- und Spezereiwarenhandlung würde, „damit sie einander in die Hände arbeiten könnten“. So kam der zukünftige Maler als Lehrling in die Dr. Pettenkofer'sche kgl. Hof- und Leibapotheke zu München, später konditionierte er als „Subjekt“ zu Straubing und absolvierte auch sein pharmazeutisches Universitätsstudium. Erst einer schweren Krankheit bedurfte es, um ihm die Bahn aus der Apotheke zur Kunst frei zu geben.

Und ein eigentümliches apothekermäßiges Etwas hat ihm sein Leben lang angehaftet. Dennoch hat der aufgedrungene Beruf seinem wahren inneren Berufe im letzten Grunde nicht Abbruch getan. Einmal blieb er so vor der Akademie und damit vor der hohen Kunst, der Historienmalerei, bewahrt, und dann lernte er in den verschiedenen Apotheken die köstlichen Originale kennen, wuchs er sich selber zu einem so wundervollen Original aus, wie er sie später mit einzigartigem Humor geschildert hat; verbindet doch die Volksvorstellung nicht zu Unrecht mit dem Apotheker den Begriff des Grilligen, Schrulligen und Wunderlichen. Spitzwegs¹⁷ Bilder, so könnte man übertreibend geradezu behaupten, stellen ein Abbild der Welt dar, wie sie sich in den Augen eines künstlerisch veranlagten schrullenhaften Apothekers wider-spiegelt. „Der arme Poet“, der bei hellichem Tag im Bett liegt, um die Feuerung zu sparen — der seinen Regenschirm aufgespannt hat, um dem durchs schadhafte Dach durchrieselnden Regen zu wehren — und der an seinen klapperdürren Fingern trotz Not und Ungemach seine Verse ruhig weiter skandiert, war der erste jener Charaktertypen, in deren humorvoller Wiedergabe der Künstler schier unerschöpflich war. Anfangs bediente er auch die „Münchener Bilderbogen“ und die neu entstandenen „Fliegenden Blätter“, später verlegte er sich ausschließlich auf die Malerei. Und im Ölbild, nicht im Holzschnitt liegt seine Bedeutung. Spitzwegs Gemälde sind klein, sehr klein im Format und meist nur von wenigen Figuren bevölkert. Unter diesen pflegt irgendein grilliger, wunderlicher Hagestolz die



Abb. 92 Im Dachstübchen von Karl Spitzweg
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München)

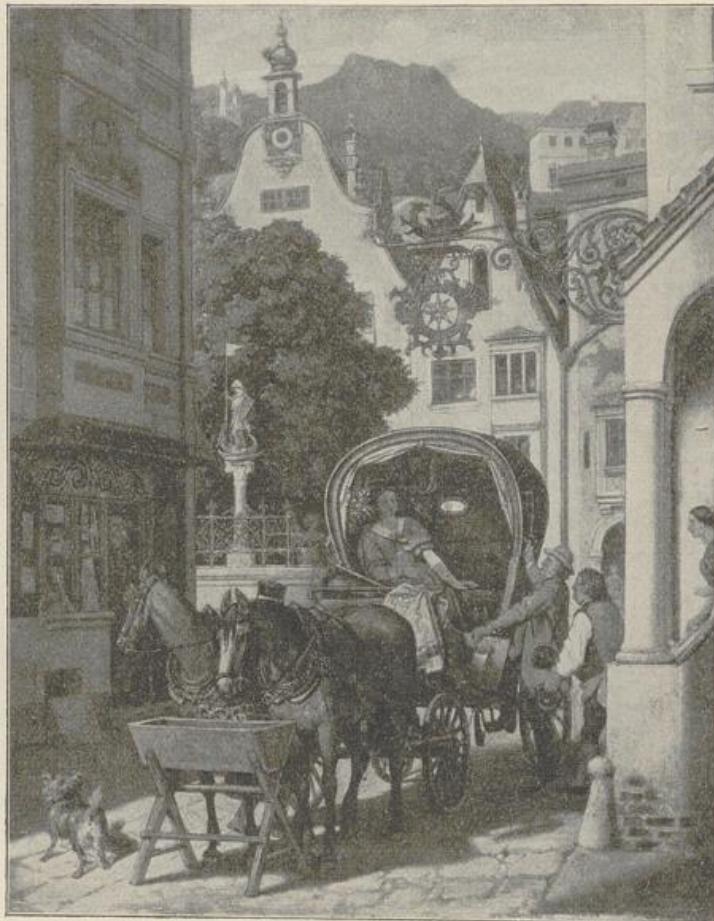


Abb. 93. Die Hochzeitsreise von Moritz v. Schwind
in der Schackgalerie zu München (Zu Seite 131 und 134)

Hauptrolle zu spielen, gleichviel ob dieser nun im geblümten Schlafrock des behäbigen Privatiers steckt, in der Kutte des Einsiedlers oder im Waffenrock des Landwehrmannes älterer Ordnung. Köstlich ist der Bücherwurm, der, Bücher in den Händen, Bücher in den Taschen, Bücher zwischen den Beinen, auf der höchsten Stufe einer Leiter in seinem Bibliothekzimmer lesend, eines stillen Glückes genießt. Eine ganze Anzahl von Spitzwegs Bildern sind dem Liebesleben entnommen, einem Liebesleben eigener Art. Der „Witwer“ blickt über das Bild seiner Seligen, das er ans Herz drückt, hinweg zwei vorüberwandelnden

Schönen nach. Von den „Wäscherinnen“ ist die Mutter mit Aufhängen von Hemden eifrigst beschäftigt. Von ihrem Töchterlein sieht man bloß die zierlichen Füßchen unter einem riesigen, sonnenbeschennten leinenen Laken vorspitzen, durch welches der übrige Körper nur als Schattenriß hindurchscheint. Und nun kommt ihr Köpfchen zum nicht geringen Entsetzen der Mutter eben in auffällige Annäherung mit den Lippen eines anderen, durch Raupenhelm und Schnurrbart kenntlich gemachten Schattens! — Ein schmales, überhöhtes Bild gewährt Einblick in ein enges Gäßchen, in dem ein junges Liebespaar an der Bude eines Antiquars vorbeistreicht, vor der unter anderem Urväterhausrat auch eine gerade dem Meere entstiegene Aphrodite in eine leere Wiege blickt, neben der zärtliche Tauben schnäbeln. Das Gegenstück dazu bilden drei entzückende Kinder, die mit aufgehobenen Schürzen einen vorüberfliegenden Storch um ein Brüderchen ansingen (Abb. 91). Wie Spitzweg in seinen Hagestolzbildern im letzten Grund immer sich selbst gemalt hat, so zieht durch jene Liebesbilder, wie komisch sie sich auch auf den ersten Blick geben mögen, das verhaltene Liebessehnen des Junggesellen. Niemals rührender als in dem „Abschied“, der in derselben Schackgalerie wie Schwind's „Hochzeitsreise“ hängt (vgl. Abb. 93 und 94). Hier das glückselige Hinausfahren des jungen Paars

in den lachenden Morgen und in die weite herrliche Welt, dort der Abschied des Jünglings, der sich von seiner Braut losreißt, um einsam in die bereitstehende Postkutsche einzusteigen. Nichts kennzeichnet schärfer den Unterschied in der seelischen Grundstimmung der doch wahlverwandten und innig befreundeten Künstler. Der behäbige, kleine, untersetzte, wohlbelebte Schwind, der von seiner Gattin mit einer blühenden Kinderschar beschenkt war, verlieh sogar seinen himmlischen Gestalten, mit denen er so gern den Aufstieg in höhere Regionen unternahm, ein gut Teil seiner erdgeborenen Behaglichkeit, der große hagere alte Junggeselle Spitzweg, der seine Modelle stets auf dieser Erde unter spießbürgerlichen und urbehaglichen Menschen fand und diese so grundwahr wiedergab, applizierte ihnen dabei stets eine bescheidene Dosis seiner feinen künstlerischen Empfindung und seiner eigenen Wehmut. Diese Wehmut ist sein persönlicher Besitz; sein Behagen, sein Witz und sein Humor spiegeln dagegen das spezifisch münchenische Naturall ebenso getreu wider, wie Schwinds höhere Kunst den Gesamtcharakter des gemütsinnigen und phantasievollen bayerisch-österreichischen Volksstamms. Spitzwegs eigenartige humorvolle Auffassung machte sich nicht nur den Menschen, sondern ebenso sehr den Dingen gegenüber geltend. In Lands hut, Landsberg, Rottenburg und anderen bayerischen und schwäbischen Land städtchen, die ihr mittelalterliches Aussehen treu bewahrt hatten, versenkte sich dieser berufene Darsteller „der guten alten Zeit“ schauend und zeichnend in die Poesie des altdeutschen Straßenbildes. Auch wohnte er in München im ältesten und malerischsten Stadtteil, am Heumarkt nächst dem Zeughause, in dem jetzt die (städtische) sog. Maillinger-Sammlung untergebracht ist. Von dort aus blickte er über eine Unzahl alter Dächer, die sich malerisch überschneiden, bis zum Petersturm und dem Turm der Heiligen-Geist-Kirche. Und nun besaß dieser seltene Mann die hohe Gabe, alle Eindrücke und Studien so im Kopf bereit zu haben, daß sie ihm jederzeit zur Verfügung standen. Aus rinnenden Brünnlein, an denen Mägde Wasser schöpfen, Treppen, Giebelhäusern, Kirchtürmen, Wirtshausschildern, malerischen Durchblicken, Erkern, Gesträuch, Blumentöpfen, allerlei Haustieren und allerlei Hausgerät bildete er eine lebendige und tote Staffage, die zu seinen grilligen Käuzen paßt wie das Fleisch zu den Knochen. Gerade in der vollendeten



Abb. 94 Der Abschied von Karl Spitzweg
in der Schackgalerie zu München



Abb. 95 Die Serenade aus dem *Barbier von Sevilla* — von Karl Spitzweg in der Schackgalerie zu München

London, Antwerpen und Paris herangebildet. In Paris ließ er die Schule von Barbizon und besonders Diaz auf sich wirken. Dabei war dieser große Künstler ein gründlich und vielseitig gebildeter Mann, der sich in Burnets „Prinzipien der Malerkunst“ vertiefte, sowie für Naglers „Monogrammisten“ zuverlässige Angaben beizusteuern vermochte, und zugleich ein außergewöhnlich gütiger und selbstloser Mensch, der, vor Nahrungssorgen ohnehin geschützt, seine Bilder lieber gleich herschenkte, als verkaufte. Im Jahre 1885 ist er hochbetagt in seiner Heimatstadt München verschieden.

Der Zeichner und Radierer *Franz Graf Pacci*⁷⁸⁾ (1807—76) erscheint neben ihm nur wie ein Dilettant. Aber es ist psychologisch wie kulturgeschichtlich interessant und nur aus dem süddeutschen, speziell bayerischen Milieu heraus erklärlich, daß der hochgeborene Graf Pacci, welcher der Sohn eines Generalleutnants und selber Oberhofmeister war, in seinen Kinder-, Studenten-, Soldaten- und Volksliedern den schlichten Ton des damaligen Volkes textlich und bildlich mit vollendet Sicherheit zu treffen verstand. Pacci hat in neuerer Zeit eine Art Auferstehung als Künstler des Schattenspieltheaters gefeiert.

Eugen Neureuther (geb. zu Bamberg 1806, gest. zu München 1883) ist als Fresko- und Ölmaler hervorgetreten (München, Residenz, Polytechnikum und Schackgalerie). Aber seine eigentliche Bedeutung war die eines „Wiedererweckers der Radierung“ (Reber). An den Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuch des Kaisers Max, die überhaupt für die Deutschromantiker von hervorragender Bedeutung

Harmonie zwischen Menschen, Menschenwerk und Natur besteht der eine Hauptreiz seiner Schöpfungen. Der andere in den rein malerischen Qualitäten. Denn dieser Dichter war zugleich im eigentlichen Sinne des Wortes Maler, nicht nur der einzige wirkliche Maler unter den Deutschromantikern, sondern überhaupt für seine Zeit ein einziger Maler in ganz Deutschland. Er ist in der Tat der allerälteste von sämtlichen deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts, die bereits eine ausgereifte malerische Kultur besaßen und deren Bilder auch als Gemälde uns heute noch einen reinen und unmittelbaren Genuss verschaffen (Abb. 95). Zu dem hervorragenden Koloristen hatte sich Spitzweg an den alten Meistern der Pinakothek, unter dem Einfluß von Schleich und Rahl sowie auf Reisen nach Italien,

waren, entwickelte er sich zum bedeutenden Ornamentiker, dessen Stärke darin bestand, inmitten üppigen Blumen- und Blattgeranks aus Blumenkelchen Mann und Weib hervorsteigen zu lassen. Seine Stoffe entlehnte der liebenswürdige Künstler dem oberbayerischen Volksleben, wie es sich in der Stadt München und namentlich im Gebirge abspielt, oder er illustrierte hervorragende Dichterwerke (Abb. 96), wie Bürgers Ballade vom wilden Jäger, besonders aber hat er Goethes Gedichte mit Randzeichnungen umspinnen, wofür ihm der greise Dichterfürst wenige Wochen vor seinem Tode die wärmste Anerkennung ausprach.

Außer den Münchern sind neben Schwind, der das romantische Ideal am bedeutendsten zum Ausdruck brachte, vor allen anderen seine beiden österreichischen Landsleute Steinle und Führich zu nennen. Sie waren die Heiligenmaler unter den Deutschromantikern. Während Cornelius

gelegentlich sich selbst als christlichen Maler bezeichnete, Schnorr sich sein Leben lang mit christlichen Stoffen abgab und endlich sein Lebenswerk mit der Bilderbibel krönte, hat Schwind verhältnismäßig selten Heiligenbilder gemalt. Dagegen war Joseph Führich (1800—76) der Mann, der das asketische Feuer im höchsten Maße besaß, das Schwind sich selbst absprach, ein leidenschaftlicher, feuriger, fast fanatischer Deutschböhme. Führich war der Ernsteste von denen um Schwind, er trat als streitbarer christlicher Ritter auf den Plan, er erwies sich als begeisterter Anwalt der katholischen Kirche. Schon in seinem Äußeren verriet sich eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem typischen katholischen Geistlichen. Führich hat Aufzeichnungen aus seinem Leben⁷⁹⁾ hinterlassen, die trotz ihres ungelenken Stiles stellenweise große dichterische Schönheiten enthalten und von einer innigen religiösen Empfindung Zeugnis ablegen. An ihnen kann man erkennen, wie die romantischen Vorstellungen damals gleichsam in der Luft lagen. Dieser Künstler wurde nämlich nicht, wie die anderen Deutschromantiker, in der großen Stadt geboren und erzogen, so daß ihm jene Vorstellungen schon von außen hätten zugeführt werden müssen, vielmehr erblickte er in einem weltentrückten Landstädtchen, in Kratzau, an der Grenze der Oberlausitz, das Licht der Welt und brachte daselbst seine Jugend zu, und doch war auch er von Kindesbeinen an von romantischen Gedanken und Empfindungen erfüllt. In seines Vaters, eines schlichten bürgerlichen Malers, Werkstatt wächst er auf und bemüht sich schon als 16jähriger Jüngling mit einem echt romantischen Bilde „Wie der böhmische Herzog Borziwig auf der Jagd den heiligen Einsiedler Iwan findet“. „Auf dem Bild hätte ich gern den Reiz des Naturlebens im



Abb. 96 Bauernregel, Radierung von Eugen Neureuther



Abb. 97 Die Einführung des Christentums in den deutschen Wäldern — von Joseph Führich
München, Schackgalerie
(Aus „Die Gemäldegalerie des Grafen Schack“, Verlag von Dr. E. Albert & Co., München)

Walde geschildert, wie er mich oft auf Spaziergängen so unwiderstehlich anzog. Ich benutzte jede freie Stunde, um etwas davon der Natur abzulauschen, und hatte nicht weit zu gehen, um zu finden, was ich suchte — den rauschenden Waldbach, schöne, reichbewachsene, bemooste Felsenwände im Tannenschatten. Ich nahm eine junge Fichte aus dem Walde mit nach Hause und stellte sie neben die Staffelei; allein bald ermüdete mich diese Art der Naturnachahmung, ich hatte weder Geschick noch Selbstverleugnung dafür, um so weniger, als das Streben, an einer Gestalt oder an einem Kopf einen gewissen bestimmten Ausdruck zu erreichen, mir als eine dankbarere Mühe sich darstellte. Damals verwechselte ich die Poesie der Natur, der ich unbewußt nachstrebte, mit ihrer materiellen äußeren Erscheinung; — die große Aufgabe der historischen Kunst, die Form auf ihren inneren Ausdruck zurückzuführen und diesem sie dienstbar zu machen, war mir noch fremd.“ Diese Stelle in Führichs Selbstbiographie (S. 8 und 9) charakterisiert nicht nur diesen Künstler allein, sondern die ganze Kunstrichtung und ist ebenso bezeichnend für die innige Versenkung in das Allwalten der Natur wie für die mit Unfähigkeit gepaarte Unlust, sich der Natur wahrhaftig bis in alle Einzelheiten zu bemächtigen. Führich bildete sich dann später in Prag im Sinne der damaligen Zeit weiter, er vertiefte sich in Wackenroders „Herzensergießungen“, und die Bekanntschaft mit Dürer bildete gleichsam den Schlüssestein seiner künstlerischen Erziehung. Auch Führich ist nach Italien gegangen und hat sich hier mehr als Schwind angeeignet, ohne jedoch mit vollen Segeln ins italienische Fahrwasser hineinzusteuern, wie es etwa Schnorr vor ihm getan hatte. Wenn seine Schöpfungen nach dem Aufenthalt im Süden auch eine gewisse Verquickung italienischer und altdeutscher Formen verraten, so wiegen letztere doch entschieden vor. Schließlich erhielt Führich eine Stellung als Kustos in Wien und ist dort im Jahre 1876 gestorben. In der Hauptsache hat er Bilderbogen gezeichnet, die entweder in Holz geschnitten oder in Kupfer gestochen wurden. Seine Hauptwerke sind: Das Gebet des Herrn, Der Psalter und bethlehemitische Weg, Die Nachfolge

Christi, Der verlorene Sohn, Die Legende vom hl. Wendelin, Illustrationen zum Buche Ruth. Der moderne Beschauer muß über manche technische Ungeschicklichkeit, über manche Übertriebenheit, namentlich in den vielbrüchigen Gewändern hinwegsehen, ehe sich ihm die gemütsinnige Kunst dieses eigenartigen Mannes erschließt. Führich vermochte besonders den poetisch-patriarchalischen Ton des Alten Testaments fein anzuschlagen. In allen seinen Werken lebt ein reiner, keuscher, religiöser und dabei kirchlicher Geist. Ein besonderer Reiz besteht in der kräftigen Betonung des landschaftlichen Elementes in echt romantischem Sinne: ohne starkes Naturgefühl, aber voll inniger Gefühlseligkeit (vgl. Abb. 97). Bei Führich haben sich Kunst und Leben durchaus gedeckt. Wie er als Maler in die Vergangenheit schaute, so war er auch in der Politik streng konservativ und hochkirchlich gesinnt. Von all den katholischen und katholisierenden Romantikern hat er den Liberalismus und den Protestantismus am glühendsten gehaßt und am entschiedensten befriedet, dabei aber niemals über die Berge geschielt, sondern ist vom Scheitel bis zur Zehe ein kerndeutscher Mann geblieben.

Der andere österreichische Landsmann Schwinds, *Eduard Steinle* (1810—86)⁸⁰), war, wie Schwind selbst, ein Wiener Kind, er hat sich auch wie dieser in der Fremde, wohin er verschlagen ward, sein Leben lang als Wiener gefühlt, und die echt wienerische feine musikalische Empfindung war ihm mit Schwind gemein. Die erste Ausbildung empfing Steinle in seiner Heimatstadt, dann trat er die übliche Romreise an, besuchte den Rhein und ließ sich endlich in Frankfurt a. M. nieder, wo er auch hochbetagt gestorben ist, ohne daß er sich daselbst jemals heimisch gefühlt hätte. Steinle war von einer außergewöhnlichen Fruchtbarkeit und von einer fast ebenso großen Mannigfaltigkeit. Quantitativ liegt auch bei ihm das Schwergewicht auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Außer zahlreichen Fresken, z. B. den Engelköpfen für den Kölner Domchor, und ebenso zahlreichen Kartons für Kirchenfenster, hat er weit über hundert religiöse Tafelbilder geschaffen. Gelegentlich erging er sich auch in kirchlich-politischen Darstellungen satirischer Art, wobei er sogar recht bissig werden konnte. Zum Bei-



Abb. 98. Der Türmer von Eduard Steinle
in der Schackgalerie zu München

spiel: In schöner Hochgebirgslandschaft hat sich ein wandernder Handwerksbursch ermüdet unter einem großen Eichbaum niedergelassen und ist eingeschlummert. Nun hängt an dem Baum ein Muttergottesbild, und die Landleute gehen vorüber und erweisen dem Bild ihre Ehrfurcht durch Kreuzschlagen und Verneigen. Darüber wacht der Handwerksbursch auf, sieht sich erstaunt um und ruft aus: „Ja, woher wissen denn die Leute, daß ich aus Berlin bin?“ — Indessen lebt Steinle weder als Satiriker noch als Kirchen- und Freskomaler fort, sondern als Aquarellist und Illustrator, als der Illustrator Shakespeares und der Märchen Klemens Brentanos, z. B. des Märchens vom Müller Radlauf, sowie als Maler einiger von feiner, zarter musikalischer Empfindung getragener Ölbilder, unter denen die Lorelei, der Violinspieler und der Türmer der Schackgalerie sowie der Großpönitentiar im Städelischen Institut zu Frankfurt a. M. zu den besten gehören. Die wunderbare Wirkung des Großpönitentiars beruht auf scharf herausgearbeiteten Gegensätzen seelischer und rein kompositioneller Art, hauptsächlich aber auf der besonderen Begabung des Künstlers, einen derartigen Vorgang gemütlich zu durchdringen und ihn so, von Gefühl erfüllt, überzeugend zur Darstellung zu bringen (Abb. 99). Auf hohem Stuhle thront der Beichtvater. Fünf Stufen führen zu ihm empor. Er ist gerade von vorn genommen und erleidet so gut wie gar keine Überschneidung. Seine Gestalt ist auf der lotrechten Mittelachse des Bildes angeordnet. So ist alles geschehen, um ihn als Hauptfigur kräftig hervorzuheben. Und nun beugt sich der milde Greis mitleidig und verzeihend zu dem Sünder herab. Dünnes Greisenhaar flattert unter seinem Käppchen hervor und spielt um die mageren Schläfen, der altersmorsche Körper ist in die weiten Falten des Priestergewandes gehüllt. Der Beichtende dagegen, ein sehniger Jüngling, dessen unverbrauchte Kraft durch die knappe kurze Kleidung noch mehr hervorgehoben wird, kauert sich ganz in sich zusammen, demütigt sich, um Verzeihung zu erlangen. Kompositionell vermögen ihm der Stab und das Gewand des Beichtvaters das Gegengewicht zu halten. Endlich das erbarmende Umfassen und Handauflegen von seiten des letzteren! Niemals dürften seelische Not und menschliches Erbarmen künstlerisch inniger zum Ausdruck gebracht worden sein. Wohl ohne es selbst zu wissen und zu wollen, ist Steinle mit dieser selten schön und harmonisch abgewogenen Komposition über die Grenzen des Bekenntnisstandpunktes hinausgelangt und hat ein ergreifendes Seelengemälde geschaffen, das auch jedem Nichtkatholiken zu Herzen gehen muß. — Von den Schackgaleriebildern bringen wir hier den „Türmer“ mit der Turmschwalbe (Abb. 98). Die Hände und Gelenke der Figur sind beachtentwert gut gezeichnet, wie sich das Bild auch in der Farbe für einen deutschen Gedankenkünstler von erstaunlicher Tüchtigkeit erweist. Zu dem „Violinspieler“ derselben Schackgalerie soll eine Erzählung aus dem Leben des berühmten Tartini den Vorwurf geliefert haben. Tartini galt einst in Padua für verschollen, als man ihn unerwartet auf einem Turm spielen hörte. Wie unter Tartini, so liegt auch tief unter dem Violinspieler Steinles die Welt mit ihrem Markten und Feilschen. Der Violinspieler sitzt auf einer Fensterbrüstung im hohen Turm, ganz in sein Spiel, ganz in sein Gefühl versunken und verloren. Das Gemälde kennzeichnet die gesamte deutsche Romantik, es könnte ihr geradezu als Titelbild dienen. Wie jener Violinspieler, so war die deutsche Romantik ganz in ihre erträumte Gefühlswelt verloren und ließ die wirkliche Welt verächtlich zu ihren Füßen liegen.

Alles in allem genommen, reichen indessen weder die anderen Österreicher noch die Münchener an den einzigen Moritz von Schwind heran. Dagegen besaß Schwind in *Ludwig Richter*⁸¹⁾ einen ebenbürtigen Kunstgenossen. Schwind und Richter haben — und zwar dieser in noch höherem Maße als jener — die größte Volkstümlichkeit von allen deutschen Künstlern errungen, indem sie die Eigen-

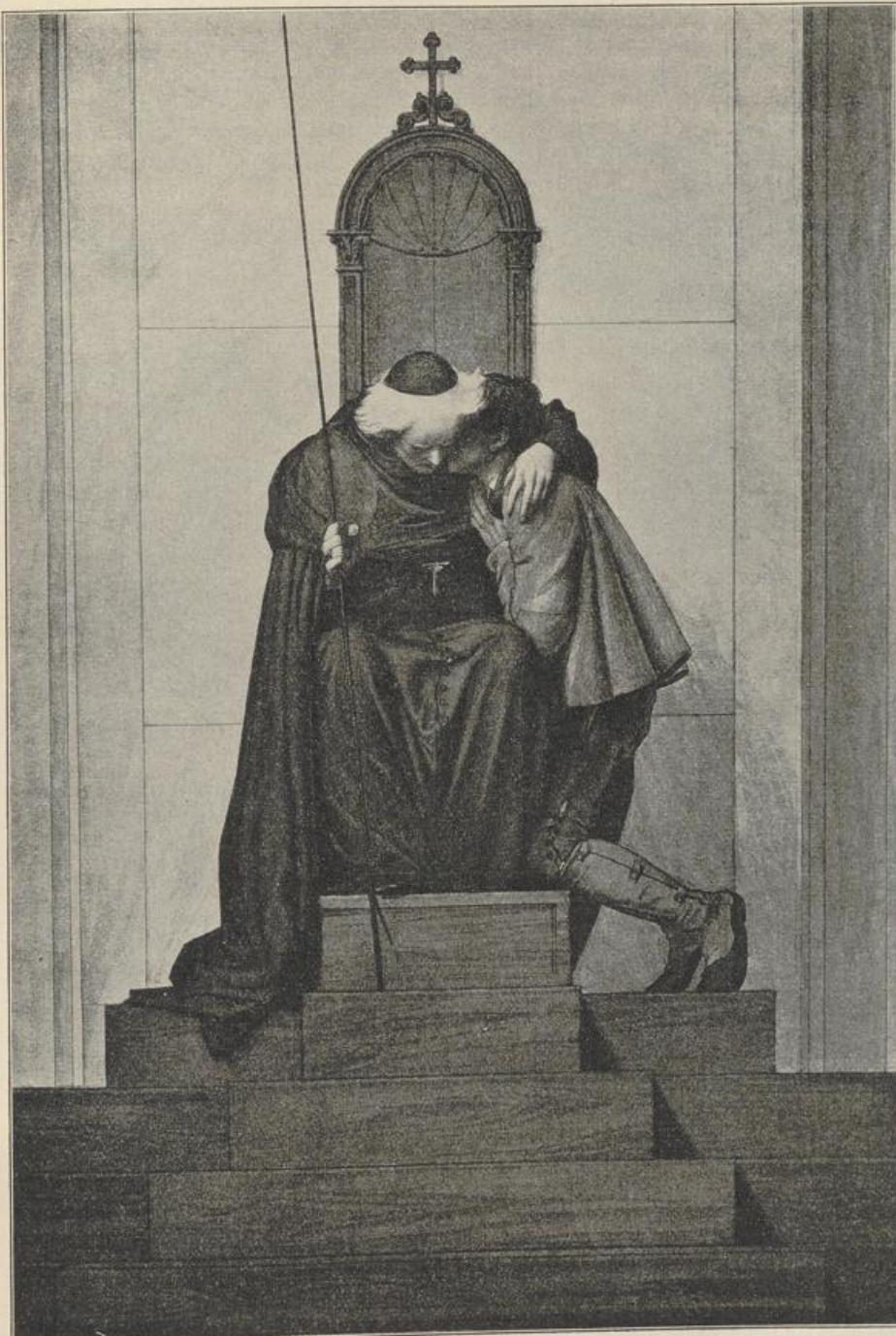


Abb. 99 Der Großpönitentiar von Eduard Steinle
Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut

schaften und Tugenden, welche das deutsche Volk damals ehrten und zierten, in ihren Werken zum Ausdruck brachten: den lebendigen Sinn für das Gemütliche

und Behagliche, aber auch für das Idyllische und für das Märchenhafte, die schöpferische Einbildungskraft, die unbedingte Ehrlichkeit und strenge Gerechtigkeitsliebe, die tiefe Innerlichkeit und den kerngesunden Humor, mit einem Wort, das deutsche Gemüt. Weil sie selbst fürwahr dieses goldene deutsche Gemüt besaßen, vermochten sie es auch in ihren Werken zu offenbaren. Daher leben sie in diesen fort, trotzdem die Kunstrichtung, der sie anhingen, längst überwunden



Abb. 100 Originalzeichnung von Ludwig Richter, in der Graphischen Sammlung, München, Neue Pinakothek

ist. Die Kunstmittel, deren sie sich bedienten, waren bescheidene, stellenweise sogar dürftige. Aber was sie damit ausdrückten, ist so schön und tief und groß, daß es mit den Kunstmitteln nicht zusammen untergehen konnte, sondern bestehen blieb, fortlebt und fortwirkt. Wenn so Schwind und Richter als echte, große und wahre Künstler über dem Wechsel der Zeiten erhaben blieben, haben sie auf der anderen Seite auch wieder den Geist ihrer Zeit kräftig ausgesprochen, sind deren charakteristische Interpreten gewesen.

Richters Lebens- und Entwicklungsgang verlief wesentlich anders als derjenige Schwinds. Seine Jugend hat mit dessen Jugend nur eines gemein: die Armut. Aber Richter wuchs auch aus einfachen kleinbürgerlichen Verhältnissen heraus, und er war Sachse. Seine Wiege hat am Elbstrand gestanden, in Dresden. Wir hegen von dem Wesen des Sachsen zur Zeit Ludwig Richters eine ganz bestimmte Vorstellung: zwi-

schen bayerischer Derbheit und preußischer Schärfe schien die sächsische Gemütlichkeit mitten inne zu wohnen. Gewiß gab es in Sachsen auch andersgeartete Männer, aber im allgemeinen galt der Sachse im 19. Jahrhundert als ein überaus gutmütiger, nachgiebiger, weichherziger, genügsamer, sparsamer und ein klein wenig spießbürgerlicher Geselle. Ludwig Richter besaß nun alle diese charakteristisch sächsischen Eigenschaften in höchstem Maße, wenn auch in idealer Verklärung. Er hat eine harte Jugend durchgemacht, da in seine Knabenzeit die Napoleonischen Kriege fielen, und diese haben auf das helle Kindesglück einen tiefen Schatten geworfen. Ja, Richter sollte sogar den Schrecken des Krieges am eigenen Leibe verspüren, indem er als zehnjähriger Knabe die Belagerung Dresdens miterlebte und sich dabei einst, wie er das in seiner Selbstbiographie reizvoll ausgemalt hat, mit den Seinigen in den Keller flüchten mußte, woselbst sich schließlich, nachdem sich die anfängliche Spannung gelöst hatte, ein äußerst behagliches Kleinbürgerleben entfaltete, während draußen die Kanonen heulten.



Abb. 101 Holzschnitt von Ludwig Richter
Aus „Christenfreude“ (Verlag von Alphons Dürr in Leipzig)

Ein anderes Mal wurde er aber auch Zuschauer einer der grausigsten Kriegsszenen, als von einem Leiterwagen die völlig entblößten Leiber toter Krieger wie Warenballen mit roher Geschäftsmäßigkeit abgeladen wurden. Derartige Ereignisse dürften auf seine zart empfindende Seele einen erschütternden und bleibenden Eindruck gemacht und seinem Wesen jenen Grundzug von Entzagung verliehen haben. Die Unsicherheit und Vergänglichkeit alles Irdischen ist ihm hier mit erschütternder Deutlichkeit aufgegangen und hat seine Gedanken auf das Jenseits gerichtet. Er glaubte daran und hat dieser Überzeugung in Wort und Bild bereit Ausdruck verliehen. Überhaupt machte sich bei so tief innerlichen Künstlernaturen, wie Schwind und Richter, die Religion naturgemäß bedeutsam geltend, und daneben auch das Bekenntnis. Richter nahm in konfessioneller Beziehung einen eigenen Standpunkt ein. Er, der Sachse, stammte aus protestantischer Familie, aber der eine seiner Ahnen war aus Geschäftsrücksichten zum Katholizismus übergetreten, und Ludwig Richter selbst wurde zwar protestantisch getauft, aber katholisch erzogen. Im weiteren Verlaufe seines Lebens schwankte er zwischen den Bekenntnissen hin und her, ließ bald die Feierlichkeit der katholischen Messe auf seine empfängliche Künstlerphantasie wirken, bald suchte er in protestantischen Predigten Trost und Erhebung, allerdings ohne sie, wie er selbst sagt, stets darin gefunden zu haben. Er strebte danach, das Beste aus beiden Konfessionen in sich, in seinem Wesen und in seiner Kunst zu vereinigen. Bald enthalten seine Blätter poetisch-katholisierende Züge, bald muten sie uns so frisch und glaubensstark an wie ein Kirchenlied von Paul Gerhardt.

Ludwig Richter war wie Schwind in jungen Jahren nach Italien gewandert, wo sich der schmiegsame, nachgiebige Sachse von den großen Italienern und ihren deutschen Nachfolgern ganz anders packen und beeinflussen ließ. Er bemühte sich herzlich darum, die zahllosen großzügigen, formenreichen, aber unsäglich eintönigen Abbilder italienischer Landschaft, wie sie damals von deutschen Künstlern gezeichnet und gemalt wurden, um eine beträchtliche Anzahl zu vermehren. Ferner malte er den Watzmann nach eigenen Reisestudien in der großartigen Manier Kochs und erwies sich überhaupt als ehrfürchtiger und lernbegieriger Schüler jener damals in Rom hoch anerkannten Berühmtheit. Aber so sehr er auch Großzügigkeit anstrebte, verfiel er unwillkürlich in Kleinmalerei. Und so sehr er sich bemühte, zu italienisieren, verdeutschten sich doch die italienischen Natureindrücke zusehends unter seinen Augen, ja im fremden welschen Lande fielen ihm lauter heimische Motive ein. Trotzdem stand für den Künstler eine streng, rein und groß erfaßte italienische Landschaft damals im Mittelpunkt alles Kunstschaffens, damals und auch viel später noch, als er längst in seiner sächsischen Heimat eine Anstellung als Lehrer an der Meißner Kunstschule gefunden und ein deutsches Weib gefreit hatte. Immer noch schwelte ihm, der in klassizistischen Vorstellungen befangen blieb, Italien als das einzige wahre Kunstland vor, und — von der Kleinlichkeit



Abb. 102 Holzschnitt von Ludwig Richter
Aus „Unser täglich Brot“
(Verlag von Alphons Dürr in Leipzig)

deutscher Zustände eingegangen — war er von heißer Sehnsucht erfüllt, jenes Land seiner Träume wieder zu sehen. Endlich schien sich dem Künstler, der sich kümmерlich durchs Leben schlagnen mußte, eine günstige Gelegenheit zu bieten: das Reisegeld war beisammen, der Tag der Abreise festgesetzt, da — wird ihm die Frau krank, und die erhoffte Freudenzeit verwandelt sich in eine Leidenszeit. Allerdings genas ihm die geliebte Gattin wieder, aber das ersparte Reisegeld war für Doktor und Apotheker größtenteils draufgegangen. Wenigstens reichte der Rest, wenn auch nicht für eine Reise nach Italien, so doch für einen Ausflug in die Sächsische Schweiz. Auf diesem Ausflug gingen dem Italienschwärmer mit einem Male die Augen für die Herrlichkeit deutscher Landschaft auf. Ganz besonders war es die Gegend am Schreckenstein, die ihm einen unauslöschlichen Eindruck machte. „Als ich

an einem wunderschönen Morgen bei Sebusein über die Elbe fuhr“, so äußert er sich selbst darüber in seinen Lebenserinnerungen, „und die Umgebung mich an italienische Gegenden erinnerte, tauchte zum ersten Male der Gedanke in mir auf: Warum willst du denn in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst? Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfassen, sie wird gefallen, wie sie dir selbst gefällt.“

Da fielen mir die Goetheschen Strophen ein:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kehrt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist!

... Als ich nach Sonnenuntergang noch am Ufer der Elbe stand, dem Treiben der Schiffsleute zusehend, fiel mir besonders der alte Fährmann auf, welcher die Überfahrt zu besorgen hatte. Das Boot, mit Menschen und Tieren beladen, durch-

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. I. 6. Aufl.

10



Abb. 103 Feierabend von Ludwig Richter. Aus „Gesammeltes“
(Verlag von Alphons Dürr in Leipzig)



Abb. 104 Die Überfahrt am Schreckenstein von Ludwig Richter
Dresden, Gemäldegalerie
(Nach Photographie Brockmann Nachf., Dresden)

schnitt den ruhigen Strom, in welchem sich der goldene Abendhimmel spiegelte. So kam unter anderen auch einmal der Kahn herüber, mit Leuten bunt angefüllt, unter denen ein alter Harfner saß, welcher statt des Überfahrtskreuzers etwas auf der Harfe zum besten gab.

Aus diesen und anderen Eindrücken entstand nachher das Bild ‚Die Überfahrt am Schreckenstein‘, der erste Versuch, in welchem ich die Figuren zur Hauptsache mache...“ (Abb. 104). Der alte, vornübergebeugte, ganz in sein Spiel versunkene Harfenspieler erinnert an Goethes Harfner. Ihm gegenüber als Kontrastfigur der alte Schiffer, sein Pfeiflein schmauchend, kühl bis ans Herz hinan seiner Tätigkeit hingeggeben. Wie dieser, so kümmert sich auch der kleine Bub neben dem Harfner verzweifelt wenig ums Harfenspiel und plätschert, wie Kinder zu tun pflegen, mit einem Zweig im Wasser. Aber die anderen Personen alle sind vom Spiel ergriffen, jeder in seiner Weise. Am meisten der elegische Jüngling mit den fein empfundenen Handbewegungen, welcher dem Alten unmittelbar gegenüberersitzt. Auch in dem ländlichen Brautpaar erweckt die Musik zarte Empfindungen, weniger scheint sie auf das kleine Mädchen dahinter einzuwirken. Dagegen macht sie offenbar auf den Jüngling, der zwischen der hinteren und der vorderen Figurengruppe steht, den tiefsten Eindruck. Es ist der Wanderer mit dem Stab in der Hand, dem Ränzel auf dem Rücken und dem Eichenlaub an der Mütze, eine damals in Deutschland, dem Deutschland der mittleren Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts, wirklich aus dem Leben gegriffene Gestalt. In dem Wanderer haben die Harfentöne die Freude an der Schönheit der Landschaft vertieft, und voll innerer Glut schaut er auf den Schreckenstein, der aus



Abb. 105 Der Brautzug von Ludwig Richter — Dresden, Gemäldegalerie
(Nach Photographie Brockmann Nachf., Dresden) (Zu Seite 148)

dem Wasser jäh und majestatisch zugleich emporsteigt, hoch empor über die sanften Hügel, welche die Elbe sonst einschließen. In dem Jüngling auf der Wanderfahrt hat Richter sein eigenes ideales Selbst dargestellt. Der Wanderer, der allein von allen Personen hoch aufgerichtet dasteht und zwischen ihnen wie eine scheidende Zäsur wirkt, der sich annähernd auf der Mittelachse des ganzen Bildes befindet und kaum eine Überschneidung erleidet, in dem daher die Gesamtkomposition gipfelt, ist der Träger der ganzen, auf musikalischen wie auf Momenten der landschaftlichen Schönheit beruhenden Stimmung. Durch die Blickverbindung vom Mann zum Berg wird dieser mit jenem, die Staffage mit der Landschaft glücklich verknüpft. Das Bild wirkt, auf Schwarz und Weiß übersetzt, günstiger als in dem hart und kalt gefärbten Original, das in der Dresdener Gemäldegalerie hängt. Aber auch in der Abbildung erkennt man die vielen Härten, die mangelhafte stoffliche Charakteristik, z. B. des Wassers, und andere derartige Mängel mehr. Aber wann und wo hat jemand die Freude des Menschen an landschaftlicher Schönheit überzeugender in ein Bild hineinzulegen gewußt, als hier der seelenvolle Ludwig Richter?! — Wer hat die ganze romantische Felsen- und Burgen-, Strom- und Harfenstimmung des damaligen Deutschlands richtiger getroffen?! — Für sein Leben und Schaffen aber bedeutet das Bild überdies einen entscheidenden Wendepunkt. Er äußert sich selbst darüber: „Von dieser Zeit an wandte sich mein Streben wieder ganz der heimischen Natur zu . . . Wenn ich in den letzten Jahren meine Begeisterung nur an meinen italienischen Naturstudien und der immer blasser werdenden Erinnerung entzünden konnte, so empfand ich jetzt das Glück, täglich frisch aus der Quelle schöpfen zu können. Jetzt wurde mir alles klar, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichste, ein interessanter Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht alles gebrauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich am Himmel bewegt und was die Erde trägt?“ — Neben der Überfahrt am Schreckenstein gilt wohl der „Brautzug“ als das bedeutendste Gemälde Richters, gleichfalls in der Dresdener Galerie (Abb. 105). Braut und Bräutigam treten gerade aus dem Walde heraus auf die blühende, lachende Flur. Der Wald besteht aus uralten, unendlich mannigfaltig verzweigten Eichen; nur am seitlichen Waldesrand stehen jüngere Fichtenbäume. Aber aus einer Lichtung mitten im Walde, gerade da, wo die beiden weißen Tauben — ein Symbol des Liebespaars — vorüberfliegen, grüßt eine Kapelle freundlich herab. In ihr ist soeben das junge Paar getraut worden,

das nun durch den Forst heruntersteigt. Aber der letzte und stärkste Eichbaum lenkt mit seinem blumenumkränzten Muttergottesbild die Gedanken noch einmal zurück zur Kapelle, während unmittelbar vorm Walde der Hirtenbub mit lustigem Jauchzen das junge Paar gleichsam im neuen Leben empfängt. Und um die Staffage ja recht reich und mannigfaltig zu gestalten, tauchen hinter den Schafen des Hirten noch ein paar Rehe unter den Fichten auf. Das junge Paar aber schreitet sitt-



Abb. 103 Der Mond ist aufgegangen . . . von Ludwig Richter



Abb. 107 Hausmusik von Ludwig Richter

sam fürbaß, der Bräutigam schaut mit seinen langen Haaren und dem bartlosen zarten Gesicht fast wie ein verkleidetes Mägdlein aus. Hinter dem Paar das Brautgeleite mit humorvoller Charakteristik, die fast ans Groteske streift. Geradezu zum Entzücken ist es, wie der Zug in rhythmischem Takt herabsteigt, halb von den Zweigen verborgen, halb zwischen ihnen hervorlugend. Dem Paar voraus aber eilen die Kinder mit ihren Blumen, mit ihrem Hunde über den Steg, über den Bach und der fernen Burg, vermutlich der Wohnstätte des jungen Paars, entgegen.

Empfing der Künstler die erste Anregung, der er es verdankt, daß er sich aus der Schar der vielen italienisierenden Maler heraushob und zu unserm Ludwig Richter wurde, unmittelbar in der deutschen Landschaft wie von den Menschen, die sich in ihr bewegen, und ging diese erste Anregung mittelbar vom Krankenbett seiner Frau aus, so erhielt er die andere Anregung in der Kinderstube. Wenn Richter, ermüdet von seiner Lehrtätigkeit und den großen italienisierenden Kompositionen, die er tagsüber entworfen hatte, sich abends zur Erholung zu seinen Kindern setzte und ihnen etwas vorzeichnete, woran sie ihre helllichte Freude haben konnten: einen Vogel auf einer Stange, einen Hund und eine Katze, und daneben die Kinder selbst und ihr Spielzeug, ihre Stühle und ihr Tischchen, schließlich die ganze Stube mit dem traulichen alten deutschen Kachelofen, und ein anderes Mal Hof und Garten und die anstoßenden Äcker und Wiesen und Wälder, so dachte er, der in den damaligen übertriebenen Vorstellungen vom Erhabenen befangen war, wohl selbst nicht daran, daß er gerade dadurch berühmt werden und sich gerade dadurch in das Herz des deutschen Volkes hineinzeichnen würde! — Seine Kinder aber zeigten und schenkten ihres Vaters Zeichnungen ihren Ge- spielen, und diese wieder anderen, und so ging das immer weiter. Und Richter mußte, er möchte selber wollen oder nicht, seine Zeichnungen in Stich und Radierung, hauptsächlich aber in Holzschnittmanier vervielfältigen lassen und für



Abb. 108 Der Krieger und sein Kind von Theodor Hildebrandt
Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photogr. der Photogr. Gesellschaft, Berlin)

immer neue Illustrationen sorgen, die ihm aber auch gerade nur so aus der Feder oder vielmehr aus der Seele flossen. Die Ernennung zum Professor an der Kunstabademie in seiner geliebten Vaterstadt Dresden, in der er dann bis zu seinem Tode im Jahre 1884 geblieben ist, vermochte daran nichts zu ändern. Wiederholte Fußwanderungen durch Sachsen und durch Franken brachten immer neue Anregungen, und so wurde Richter, einzig in seiner Art, so recht eigentlich zum Maler und Zeichner des deutschen Bürger-, Bauern-, Kinder- und Familienlebens (Abb. 100—107).

Auch die Kunst der Schwind und Richter, so lieb und traut sie immer gewesen sein mag, war zeitlich und individuell begrenzt und bedingt. Diese Künstler vermochten weder formal noch inhaltlich den gesamten Umfang der Natur und des Lebens zu er-

fassen, die ganze Tiefe deutschen Wesens auszuschöpfen. Es ist nicht Goethe, es ist nicht Beethoven, der ins Bildkünstlerische übersetzt aus ihnen spräche, wohl aber sind sie Dichtern wie Mörike und Jeremias Gotthelf, Uhland und Eichendorff sowie dem Liederkomponisten Schubert zu vergleichen. Auch haben sie in glücklicher Einseitigkeit nur die Lichtseiten des Lebens gesehen und geschildert. An den Tiefen und Untiefen des Daseins sind sie in schlafwandlerischer Sicherheit ahnungslos vorübergeglitten. Der ganzen Kraft und Wucht menschlicher Leidenschaft, menschlicher Schuld, aber auch menschlicher Größe waren sie nicht gewachsen, daher vermögen sie den Beschauer auch nicht bis ins Tiefste zu erschüttern, wohl aber ihn zu erfreuen, zu erwärmen und zu erheben. Daher können sie auch trotz ihrer Volkstümlichkeit nicht als die tiefsten Seelenkünder deutschen Wesens betrachtet werden. Dieser Ruhm gebührt unserem großen Nürnberger Künstler Albrecht Dürer, seinen Zeitgenossen Hans Holbein d. J. und Matthias Grünewald aus Aschaffenburg, oder, wenn wir uns aufs 19. Jahrhundert beschränken wollen, allenfalls Alfred Rethel, Max Klinger oder dem Schweizer Arnold Böcklin. Aber neben den geistesstarken Helden und Gewaltigen haben auch die Männer ihren Platz, die unserem Dasein Licht, Sonne, Wärme, eitel Freude und Wonne bescheren. Und als Freudenspender fürs deutsche Haus und für die deutsche Familie werden Schwind und Richter fortleben, solange die deutsche Zunge klingt.

Der Nazarener Kunsthauptstadt war, wie die der Klassizisten, Rom gewesen. Die deutsche Romantik war hauptsächlich den klangreichen, phantasiekräftigen, zum Mystizismus neigenden, katholischen bayerisch-österreichischen Landen entsprossen und hatte ihr Hauptquartier in München aufgeschlagen. Der Sachse Ludwig Richter war eine Erscheinung für sich. Aber sollte denn die Romantik sonst wirklich nur am Donau- und Isarstrande gediehen sein? — Sollte der sagenumwobene Vater Rhein ihr keine frischen Kräfte zuzuführen vermocht haben? —

Unwillkürlich verbindet man die Vorstellung von der Romantik mit dem Rhein und der Stadt Düsseldorf: Düsseldorferie, Düsseldorfer Romantik. Dort in Düsseldorf war von der kgl. preußischen Regierung die ehemals schon bestehende Akademie neu gegründet und Cornelius zu ihrem Direktor ernannt worden (vgl. S. 109)⁸²). Aber dieser, mit seinem Herzen an den Glyptothekfresken hangend, hatte dort niemals festen Fuß zu fassen, geschweige denn bestimmenden Einfluß zu erringen vermocht. Nach seiner endgültigen Übersiedlung nach München ward er durch den letzten Nazarener *Wilhelm Schadow* ersetzt. Schadow brachte aus Rom und von Overbeck eine bestimmte katholisierende romantische Geistesrichtung, von seinem Vater, dem großen Berliner Bildhauer aber das bessere Teil seines Wesens: hohe Achtung vor einer guten Technik mit. Schadow war als Künstler ohne persönliche Eigenart, aber als Lehrer von ausgeprägter Begabung. Und nicht allein siedelte er von der Spree an den Rhein über, sondern mit einem Gefolge von Berliner und anderen ostelbischen Künstlern. Dieser Umstand hat der Düsseldorfer Schule das Gepräge verliehen. Die bayerisch-österreichische Romantik der Schwind und Spitzweg, Steinle und Führich war bodenwüchsig. Die Düsseldorfer Romantik verdankte ihre Entstehung protestantischen, von Hause aus nüchternen, in das katholische Rheinland verpflanzten Berliner Künstlern, die nun in ihrer leicht slawisch angehauchten Art in Rheinstrompoesie schwelgten. Daher drang ihre Kunst auch nicht tief in die rheinischen Kreise ein, wohl aber fand sie großen Beifall und starken Absatz auf den Berliner Kunstausstellungen. Wie die Nazarener in Rom — wohnten, lebten, lasen, schwärmteten und arbeiteten die Berlin-Düsseldorfer Künstler in einem Raume zusammen, wenn auch nicht wie die S. Isidoroleute in einem aufgelassenen Kloster, sondern in der Akademie, und sie fühlten auch nicht wie jene die ganze Schwere des Daseins auf sich lasten, sondern sie waren ein lebfrisches feuchtfröhliches Künstlervölkchen, das sich den Rheinwein aufs beste schmecken ließ. Die ernst religiöse Stimmung der Nazarener wie die Märchenpoesie der bayerisch-österreichischen Künstler war aus dem Herzen geflossen, die Romantik der Düsseldorfer, ihre leise Wehmut, ihre Empfindsamkeit, ihr Schwelgen in der Darstellung trauernder Juden, unglücklicher Könige, reuiger Räuber, verliebter Ritter war nicht zu ihnen aus den Fluten des Rheines mit elementarer und die Herzen zwingender Wucht emporgestiegen, sondern all dies war ihnen bloß im Theater angeflogen.

Das unterscheidet im letzten und tiefsten Grunde die Düsseldorfer von der Münchener und der Wiener Romantik sowie von dem römischen Nazarenertum. Schwind glaubte an seine Nixen, seine Einsiedler und an seinen Rübezahl, die Düsseldorfer vermeinten nur, daran zu glauben. — In Düsseldorf blühte damals das Theater. Immermann hatte Shakespeare auf die Bühne gebracht. Nicht das blühende rheinische Volksleben, sondern die Immermannsche Bühne bildete den Nährboden der Düsseldorfer Romantik. Anlehnung an bestimmte Dramen-Szenen, wie die Ermordung der Kinder Eduards, war aufs äußerste beliebt. Ebenso die bildliche Verkörperung dichterischer Gestalten. So ward *Sohn* (geboren 1805 in Berlin, gestorben 1867 in Köln) durch seine „beiden Leonoren“ berühmt. — Eine derartige Gegenüberstellung zweier Temperamente oder nach Geschlecht, Altersstufe, Beschäftigung und Charakter verschieden gearbeiteter Menschen mit novellistischer Verknüpfung ist ausgesprochen düsseldorffisch, und höchst bezeichnend dafür das bekannte Bild von *Theodor Hildebrandt* (geboren 1804 in Stettin, gestorben 1874 in Düsseldorf) „Der Krieger und sein Kind“ (Abb. 108). Der Krieger läßt sich von seinem Kindlein, das er sanft an seine eisengepanzerte Brust drückt, an seinem martialischen Schnurrbart zausen und droht ihm nur freundlich lächelnd mit dem Finger. Auf dem Fensterbrett steht ein schöner schlanker Weinkrug zwischen Gebetbuch und Wandkreuz. — Dem Beschauer bot sich nun die artigste Gelegen-



Abb. 109 Washingtons Übergang über den Delaware von Emanuel Leutze
Bremen, Kunsthalle

heit, sich vor einem solchen Bilde allerlei Gedanken zu machen. Ist der Krieger aus der Schlacht heimgekehrt oder erst im Begriff, sich darein zu stürzen? — Herzt er sein Kindlein zum letztenmal, und was soll nach seinem Tode aus ihm werden? — Jedenfalls ist der Krieger trotz seines rauhen Handwerks ein frommer Mann, worauf Buch und Kreuz hinweisen, ohne deshalb den im Weinkrug beschlossenen Freuden dieses Lebens abhold zu sein. — Auf alle Fälle wirkte der Gegensatz zwischen dem zarten Kinde und dem rauhen Krieger rührend und ergrifend. Ja, ist es denn aber auch wirklich ein rauher Krieger? — Nach der Ansicht der Berliner Kunstausstellungsbesucher der dreißiger und vierziger Jahre gewiß. Nach unseren heutigen Begriffen sicherlich nicht. Dieser lockige, lächelnde Mann hat seinen Harnisch doch nur auf der Bühne, aber niemals in der Feldschlacht getragen! — Dies eine Beispiel statt vieler. Der Düsseldorfer fehlt alles Feste, Männliche, Harte, Akzentuierte, Individuelle — sie schweigt im Allgemeinen, Typischen, Weichen, Schematischen, Zerflossenen, Rührseligen. Sehr bezeichnend für die Schule sind in dieser Beziehung auch *Bendemanns* Darstellungen trauern der Juden. Trotz alledem gebürt den Düsseldorfern ein ganz bestimmtes Verdienst. Wenn sie an Gedankentiefe, Geisteskraft und Unmittelbarkeit der Empfindung hinter der Münchener Schule Cornelianischer und Schwindischer Art zurückblieben, so haben sie über diese hinaus einen technischen Fortschritt gemacht, der nicht unterschätzt werden darf. Gegenüber der ausschließlichen Betonung des Inhalts beginnen sie auf die Form Wert zu legen, gegenüber Umriß und Aufbau betonen sie die Farbe, gegenüber Fresko und Karton das Ölbild. Die Düsseldorfer sind in der damaligen Periode farbloser Malerei die Koloristen unter den deutschen Gedankenkünstlern gewesen. Sie selbst hielten sich nach dieser Richtung für würdige Nachfolger der alten Venezianer. Gegenwärtig muten ihre Ölbilder wie Öldrucke an, flächenhaft, versteinert und ohne rechtes Leben, mögen sie auch mehr Natur besitzen als die Kartons der Münchener Künstler vom Schlage des Cornelius. Von Düsseldorfer Malern wäre noch der Württemberger *Emanuel Leutze* (1816—68) zu nennen, der in seiner Darstellung des kühnen Überganges



Abb. 110 Huß auf dem Scheiterhaufen von Karl Friedrich Lessing
Berlin, Nationalgalerie
(Nach Phot. H. Würzburg, Berlin)

Washingtons über den Delaware ein geschichtliches Bild geliefert hat, das an zwingender Gewalt des Ausdrucks zu den bedeutendsten Leistungen dieser Art gehört (Abb. 109). Da Leutze als Kind nach Philadelphia gekommen war und andererseits auch dort gestorben ist, zählen ihn die Amerikaner gern zu den Ihrigen. Er hat aber hauptsächlich in Düsseldorf geschaffen und gehört der Düsseldorfer Schule an⁸³). Der Bedeutendste dieser Schule war *Karl Friedrich Lessing* (geb. 1808 in Breslau, gest. 1880 in Karlsruhe). Der Großneffe des Dichters besaß etwas von dem stolzen Kampfesmut, von dessen ritterlicher Parteinaahme für die Unterdrückten. Und so wählte er denn aus der Geschichte mit Vorliebe Persönlichkeiten, die ihr Recht gegen feindliche Übermacht vergeblich zu verteidigen gesucht hatten, beschäftigte sich gern mit Männern vom Schicksal eines Ezzelino. Aber so groß auch immer Lessings geschichtliches Gerechtigkeitsgefühl gewesen sein mag, seine Gestaltungskraft war nicht bedeutend genug, um seine Gemälde über den Charakter des gestellten lebenden Bildes wahrhaft hinauszuheben. Die von Schwind dem „Ezzelino“ Lessings den ihn tröstenden Mönchen gegenüber in den Mund gelegten Worte: „Laßt's mir mein' Ruh, seht's denn net, daß i Modell sitz'?!“ — enthalten bei aller Schärfe eine schlagende Charakteristik des Posierten in dem Schaffen dieses Künstlers. Unter den Unglückshelden der Geschichte entdeckte Lessing schließlich den Vorläufer der Reformation, Huß, hob ihn auf den Schild und begleitete mit seinen Bildern den Geistesstarken durch sein ganzes taten- und leidenreiches Leben, das auf dem Scheiterhaufen enden sollte. Beim Eintritt in die Berliner Nationalgalerie empfing uns früher als erster, in seiner Art starker Eindruck Lessings umfangreiches Gemälde „Huß auf dem Scheiterhaufen“ (Abb. 110). Der Held ist auf der Mittelachse angeordnet, er erleidet keinerlei Überschneidung und ist durch diese beiden Kunstmittel deutlich als Hauptfigur des Ganzen scharf hervorgehoben. Ihm gegenüber links in geschäftsmäßig ruhiger Erwartung die Henkersknechte



Abb. 111 Fels- und Waldlandschaft mit dem Muttergottesbild von Karl Friedrich Lessing
(Nach Photogr. der Photogr. Gesellschaft, Berlin)

mit lodernden Fackeln. Hinter ihm die mit Spieß und Schwert bewehrten Stadt-soldaten von Konstanz; einer von ihnen setzt Huß die herabgefallene Ketzermütze wieder auf. Diese Bewegung bewirkt zum Teil den Eindruck des Augenblicklichen, den das Bild verursacht. Vor den Stadt-soldaten, im Vordergrunde des Bildes rechts, hält auf einem Pferde von unbestimmbarer Farbe der Pfalzgraf Ludwig von Bayern im weißblauen Rautenkoller, eine männlich schöne Erscheinung von vollendet vornehmen Bewegungen. Er blickt und wendet sich zu dem auf dunklem Maultier reitenden Prälaten um, während daneben ein alter Kapuziner, der sich den Ketzer durchs Augenglas betrachtet, die an geistigen Beziehungen und Anspielungen aller Art reiche Gruppe abschließt. Dieser gegenüber Huß' Freunde, Anhänger und Bewunderer, eine von innerer Bewegung erfüllte Versammlung, die unwillkürlich an ähnliche Gruppen auf der van Eyckschen Anbetung des heiligen Lammes erinnert. Von jener Gruppe auf dem Lessingschen Gemälde löst sich ein vom Künstler nach Format und Stellung in der Komposition besonders ausgezeichnetes Paar ab: das Mädchen, das den Rosenkranz abbetet, dem lange, rabenschwarze Haarflechten über die böhmische Jacke herunterhängen, neben ihr gleichfalls in heißem Gebet ein säbelumgürteter Hussit, womit der Künstler ohne Zweifel auf die Kriege anspielen wollte, die in jenem verhängnisvollen Augenblick verursacht wurden. Das Bild ist „1850“ datiert. Eine „Hussitenpredigt“, gleichfalls in Berlin, „1836“. Die Lessingschen Hußbilder dieser Art haben bei ihrem Erscheinen ungeheures Aufsehen erregt. In einer Zeit, in der man gewöhnt war, ein Bild kaum nach Auffassung, Zeichnung, Farbe, Beleuchtung, stofflicher Charakteristik usw., sondern fast ausschließlich nach dem dargestellten Gegenstand zu beurteilen, ergriff man vor den Hußbildern nicht für und wider Lessings Kunst, sondern für und wider seinen Helden Partei. Der alte Kampf, der in Huß' Auftreten zum



Abb. 112 Eifellandschaft von Karl Friedrich Lessing
(Nach Photogr. der Photogr. Gesellschaft, Berlin).

ersten Male Gestalt angenommen, dann durch die Jahrhunderte hindurch bald hell aufgelodert war, bald unter der Asche weiter gebrannt hatte, entflammte vor diesen Bildern von neuem! — Der Düsseldorfer Akademiedirektor Wilhelm Schadow, welcher die Berliner Romantik, die in Rom katholisch geworden war, an den Rhein verpflanzt hatte, wandte sich entrüstet von dem ungeratenen Schößling des von ihm selbst gepflanzten Baumes ab. Der alte Veit legte das Frankfurter Direktorat nieder, weil für das Städel'sche Museum ein Hußbild von Lessing angekauft wurde! — Diese Vorkämpfer des künstlerischen Katholizismus waren ebenso erstaunt wie erzürnt darüber, daß nun für die liberale und protestantische Sache auch ein streitbarer Mann aus den Reihen der bildenden Künstler auftrat. Spätere Generationen hat jene Vermengung von Kunst und Politik nicht mehr bewegt. Künstlerisch genommen trifft Schwind's Witzwort auf Lessings Hußbilder geradeso zu wie auf dessen sonstige geschichtlichen Gemälde. Den besseren Teil seines Wesens hat dieser Künstler auf anderem Gebiete gegeben. Er war nicht nur der Vorkämpfer für Recht und Gerechtigkeit, nicht nur der Vertreter des Protestantismus und Liberalismus, sondern zugleich der Landschafter unter den Düsseldorfern. Er hat unter den Gebirgen die Eifel und unter den Bäumen die Eiche besonders geliebt, wobei er aber auch die bloß allgemeine Auffassung der Klassizisten zu überwinden und in die reizvollen Einzelheiten der Natur einzudringen trachtete. Insbesondere suchte er, wie Schwind, den deutschen Wald zu malen, ohne daß ihm dies voll gelungen wäre, da er denn doch zu reflektiert war. Auch bevölkerte er Wald und Berg nun nicht mit Menschen seiner Zeit, sondern mit mittelalterlichen Mönchen und Rittern, oder mit Räubern und Einsiedlern (Abb. 111). Verzichtete er aber gelegentlich auf alle Romantik und richtete er dafür sein Augenmerk um so schärfer auf die Wiedergabe der großen Formen und des atmosphärischen Lebens in der Natur, so glückte ihm manch trefflicher Wurf (Abb. 112). Lessing gebührt daher ein ehrenvoller Platz in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Landschaftsmalerei.

Außer von Lessing und unter seinem Einfluß wurde die Landschaft im damaligen Düsseldorf von *Johann Wilhelm Schirmer* (geb. 1807 in Jülich, gest. 1863 in Karlsruhe) gepflegt, der anfangs wie sein Meister in der Darstellung teutonischer Eichenwälder schwelgte und dadurch eine Art Düsseldorfer Berühmtheit erlangte, nach einer italienischen Reise dagegen mehr im Rottmannschen Sinne Kartons entwarf, die jedoch von tieferer Naturwahrheit wie von stärkerer Farbigkeit erfüllt sind, und in denen er „sinnbildliche Vergleiche zwischen den Tageszeiten und Lebensaltern“ anstellt, „die er nach Art biblischer Gleichnisse fortpausst“. „Wenn er fleißig studierend in der Natur saß, spielten sich in ihr vor seinem Geist Vorgänge ab, die er aber nicht festzuhalten vermochte. Er sah den Erlkönig in den alten grauen Weiden, aber er konnte nur die alten Weiden malerisch wiedergeben. Das ist der Zwiespalt seines Schaffens. Und da suchte er denn fleißig zusammen, was in seine Landschaften hineinpaßte, lehnte sich an Bibel und Dichtung an,

um durch sie seine Stimmung zu erklären, die er weder durch die Kraft der Töne noch durch die Kraft der Phantasie auszudrücken vermochte“⁴⁴). So ward Schirmer zum biblischen Maler, als welcher er in Düsseldorf, Karlsruhe und Berlin bedeutsam vertreten ist (Abb. 113). Uns Nachlebenden aber ist er besonders von Wichtigkeit als Anreger und Lehrer eines Größeren, der nach ihm kommen sollte, als der Johannes des Messias Böcklin.

Neben Historie und Landschaft war in Düsseldorf — von England wohl nicht unbeeinflußt — das Genre vertreten, in dem sich unter anderen *Adolf Schröder* (geb. 1805 in Schwedt a. O., seit 1859 in Karlsruhe, 1875 daselbst gestorben) auszeichnende, seine empfindsamen Düsseldorfer

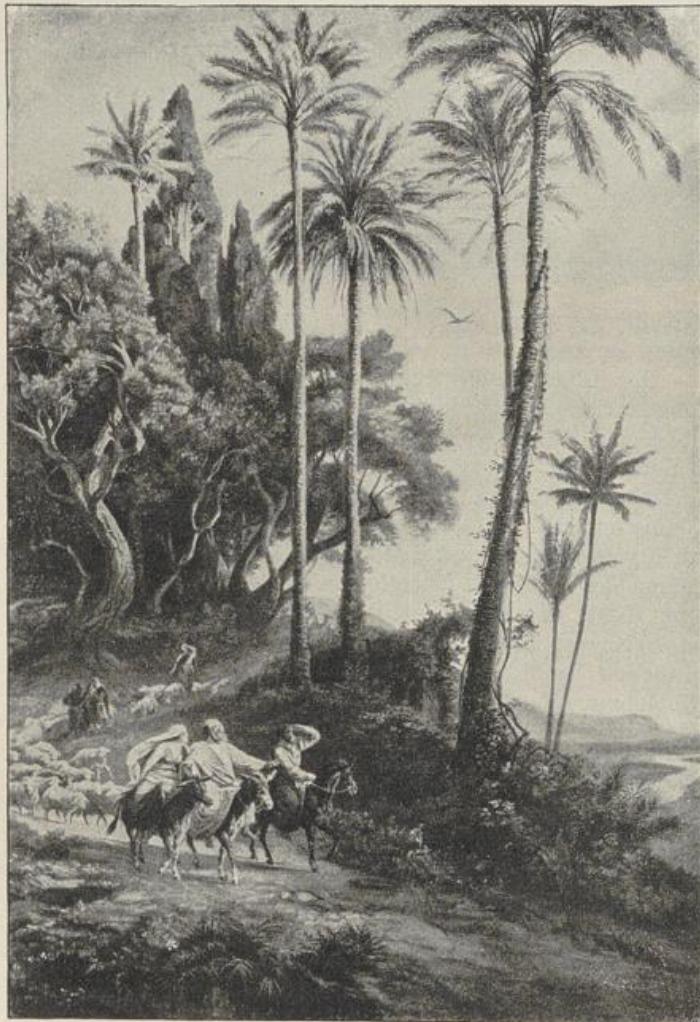


Abb. 113 Abrahams Einzug ins Gelobte Land von Johann Wilhelm Schirmer
Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photogr. der Photogr. Gesellschaft, Berlin)



Abb. 114 Das Lesekabinett von Peter Hasenclever
(Nach Photogr. der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)

Kunstgenossen als „Trauernde Lohgerber“ verspottete, besonders aber durch seinen „Don Quichotte“ berühmt wurde, welcher im Stich in deutschen Bürgerhäusern weite Verbreitung fand. Vor allen anderen Düsseldorfer Genremalern ragt indessen Peter Hasenclever (geb. 1810 in Remscheid, gest. 1853 in Düsseldorf) hervor, dessen „Jobs im Examen“, dessen „Weinprobe“ und dessen „Lesekabinett“ (Abb. 114) vor allem durch echten, wenn auch hausbackenen Humor, durch treue, wenn auch übertriebene psychologische Charakteristik noch gegenwärtig zu fesseln, zu erheitern und zu erwärmen vermögen. In der Technik allerdings ist auch er über den Charakter des Öldrucks nicht wesentlich hinausgelangt⁸⁵).

Die Düsseldorfer Romantikerschule kann sich im allgemeinen mit der bayerisch-österreichischen nicht messen. Wenn uns die höchsten Meisterschöpfungen der letzteren wie edler Wein entgegenduften, erscheint dagegen, was die Düsseldorfer Romantik geschaffen, einer matten Limonade vergleichbar. Aus dieser ganzen, weit verzweigten Schule ist nur ein wahrhaft bedeutender Künstler hervorgegangen, der aber steht nur in lockeren Zusammenhang mit ihr und hat der Stadt Düsseldorf bald den Rücken gekehrt, um anderswo kräftigere Eindrücke zu erhalten. Alfred Rethel⁸⁶ (1816—59) gehört zu den Großen der deutschen Kunstgeschichte, zu den wahrhaft schöpferisch veranlagten Individualitäten, welche die schwere und strenge Probe der Zeit bis auf den heutigen Tag siegreich bestanden haben. Indessen war dieser Jüngste unter den Romantikern so ganz anders geartet als die Schwind, Richter, namentlich aber als die Düsseldorfer! — Galt es den meisten Düsseldorfer Malern als höchstes Ziel, den Beschauer gruseln zu machen, so war es ihm gegeben, ein wahrhaftiges Grauen in der Seele des Beschauers zu erwecken. — Auf seine düstere Sinnesart dürften die Schicksale seiner Eltern und seine eigene seltsame Kindheit nicht ohne Einfluß geblieben sein. Seine Mutter, die Tochter



Abb. 115 Kaiser Maximilian von Alfred Rethel
Frankfurt a. M., Römer
(Zu Seite 162)

eines Aachener Fabrikanten, mußte als junges Mädchen die Franzosenzeit mit allen ihren Schrecken durchleben und durchleiden. Als sie aber einem französischen Beamten, einem geborenen Elsässer, die Hand reicht, und dieser ihr zuliebe auf seine Stellung als französischer Präfekturrat in Straßburg verzichtet und in der Nähe von Aachen eine Fabrik gegründet hatte, da wurde die Fabrik im Jahre 1813 durch einen Wirbelsturm von Grund aus vernichtet, womit der Wohlstand der Familie für immer dahin war. Trotzdem blieb man da draußen wohnen. Dort — in Diepenbend bei Aachen — wurde Alfred Rethel 1816 geboren — dort, auf dem einsamen, von wilden Hunden bewachten Gehöft, dem in kalten Winternächten die Wölfe genahrt sein sollen, wuchs er auf. Wie mußten solche Eindrücke auf ein empfängliches Kindergemüt einwirken! — Dazu die Erzählungen der Mutter aus der Kriegszeit! — Endlich war der junge Rethel ein ebenso zarter wie wilder Knabe, der von beständigem Mißgeschick heimgesucht wurde. Er fiel in jeden Graben, über den er springen wollte; er stürzte vom Pferd und brach den Arm; einst überfahren und am Hinterkopf verletzt, blieb er lange Zeit schwerhörig, so daß er von der Schule wie vom Umgang mit andern Kindern ferngehalten werden mußte. Trotzdem entwickelte er sich geradezu zu einem Wunderkind und verkaufte bereits im Alter von sechzehn Jahren ein Ölbild, den heiligen Bonifatius, an den rheinischen Kunstverein, von wo es durch Verlosung in den Besitz des Konsuls Wagner und mit dessen Sammlung in die Berliner Nationalgalerie gelangte. Dieser „Bonifatius“, sicherlich noch kein überragendes Kunstwerk, zeichnet sich indessen vor den üblichen Düsseldorferien bereits durch eine gewisse Kraft, entschiedenen Ernst und merkwürdig eindringliche Kom-



Abb. 116 Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach
Tuschzeichnung von Alfred Rethel (Zu Seite 160)

position aus. Und in einem ähnlichen Verhältnis standen überhaupt die Erzeugnisse seiner Lehrzeit an der Düsseldorfer Akademie, zumeist Szenen aus dem Leben des heiligen Bonifatius, zu den dort sonst üblichen Machwerken. Ungleich entschiedener als in den Gemälden verriet sich dabei die Klaue des Löwen von allem



Abb. 117 Hannibal zeigt seinen Kriegern Italien von Alfred Rethel
(Zu Seite 163)

Anfang an in seinen Zeichnungen, zum Teil Vorzeichnungen für den Holzschnitt. Da offenbart sich bereits in den Schöpfungen des Jünglings ein herber, strenger, großzügiger, ja geradezu monumentaler Stil, der an Cornelius und von fern sogar an Dürer erinnert, im letzten Grunde aber selbständiger Ausdruck der selbständigen Anschauung des werdenden Genies ist. Neben einer Tuschzeichnung „Der Tod Arnolds von Winkelried“, ragt besonders die getuschte Vorzeichnung zu einem Holzschnitt in der „Deutschen Jugend“ hervor: „Das Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach“ (Abb. 116). Aus allen Dörfern und von allen Höhen treffen sie zusammen, mit Schwert und Schild, mit Armbrust und Hellebarde bewehrt. Auf einem Felsvorsprung knien sie nieder und sprechen gläubigen und reinen Herzens ihr Gebet, ehe sie sich auf das feindliche Heer stürzen, dessen Lanzen aus der Ebene zu ihnen emporstarren. Rethel hat hier mit wunderbarer Treffsicherheit den fruchtbarsten Augenblick herausgefunden und zum erstenmal seine höchste Gabe offenbart, die Stimmung eines Ereignisses auszuschöpfen, das, so furchtbar es ist oder zu werden droht, dennoch gerade durch seine furchtbare Größe die davon Betroffenen erhebt und, was an Heldenstärke in ihnen vorhanden, zu freier Entfaltung bringt. In diesem Sinne ist der kniende, lockige und bartige Hornbläser im Vordergrunde eine wahre Prachtfürfigur, markig wie eine alte deutsche Holzschnitzerei oder wie eine Holzschnittfigur von Albrecht Dürer.

Indessen genoß der Schöpfer solch ernster und tiefinnerlicher Kunst alles Glück der damaligen Düsseldorfer Künstlerjugend. Er war ein edler schöner Jüngling mit einem eigentlich träumerischen Reiz in seinen tiefblauen Augen. Niemand vermochte sich dem Zauber seiner fesselnden Persönlichkeit zu entziehen. In vollen Zügen leerte er den Kelch der Jugendfreuden. Bei Zechgelagen und

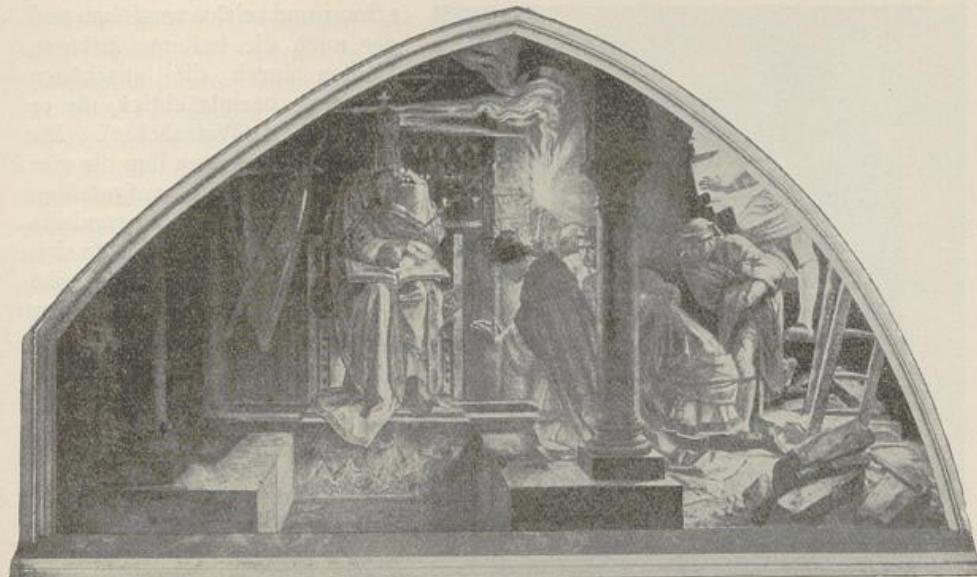


Abb. 118 Otto III. in der Gruft Karls des Großen, Wandgemälde von Alfred Rethel im Kaisersaal des Rathauses zu Aachen (Zu Seite 163)

Ausfahrten war er einer der Ausgelassensten. Mit guter Stimme sang er zur Gitarre und erzählte noch besser, wobei ihm seine Fähigkeit, die Dinge plastisch, anschaulich und voll dramatischen Lebens darzustellen, trefflich zustatten kam. Er hat sich selbst einmal — bezeichnend für das damalige flotte Düsseldorfer Künstlerleben — inmitten seiner Freunde mit einem Reitgaul am Zügel dargestellt. So zogen die Freunde auch am Rhein, am „heiligen Strom der Deutschen“ dahin, sangen am Loreleifelsen Quartette, wohnten in Frankfurt einer Sitzung des liberalen Vereines bei und schwelgten überhaupt in patriotisch-demokratischer, in schwarz-rot-goldener Begeisterung. Im Jahre 1836 siedelte Rethel dann ganz nach Frankfurt a. M. über und fand hier seine wahre geistige und künstlerische Heimat im Verkehr mit Gelehrten, wie dem Kunsthistoriker Passavant und dem Historiker Hechtel, der ihn in eine tiefere Auffassung vom Wesen der Weltgeschichte einführte, sowie im Anschluß an Steinle, an Moritz von Schwind und besonders an den Akademiedirektor Veit. Dieser, im Gegensatz zu seinem Düsseldorfer Kollegen, dem Routinier Schadow, eine durch und durch innerliche Natur, hatte in seiner Jugend aus demselben lauteren Quell der Begeisterung wie der Altmeister der Romantik, Peter Cornelius, geschöpft und bewahrte seine Jugendideale sein Leben lang treu im Herzen. Vergaß nun Rethel auch niemals, was er seinem ersten Lehrer, dem Düsseldorfer Akademiedirektor Schadow, schuldete, so sprach er nachmals Veit ausdrücklich in begeisterten Worten „Dank aus voller Seele“ aus. Von Veits heller, klarer, an den Spätvenezianern genährter Farbengebung suchte Rethel auch für seine in Öl gemalten Geschichtsbilder zu lernen, wie dem heiligen Martin mit dem Bettler, dem Kaiser Maximilian an der Martinswand, der Nemesis als Justitia bei der Verfolgung des Mörders, der Auffindung der Leiche Gustav Adolfs auf dem Schlachtfeld zu Lützen, dem Daniel in der Löwengrube, der Versöhnung Kaiser Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich, dem Mönch am Sarge Heinrichs IV. u. a. Indessen „drängte sich in seiner Ölmalerei immer mehr ein dunkler und branstiger Grundton hervor, in dem die Schatten

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. I. 6. Aufl.



Abb. 119 Das Haupt Karls des Großen von Alfred Rethel
Studie in Aquarell zum Aachener Rathaus-Fresko

wozu Rethel eben vor allem veranlagt war, am bedeutendsten auswirkt. Er steuert ein paar wuchtige Illustrationen zu einer Übersetzung des Nibelungenliedes von Marbach bei (im Jahre 1840 in Leipzig bei Wigand erschienen) und schuf eine großartige Konzeption des Moses, wie er sich der Unterdrückten seines Volkes annimmt.

Von Frankfurt aus trat Rethel im Frühjahr 1842 eine Reise durch Thüringen, Sachsen und Franken an. Der Anblick von Eisenach und der Wartburg ließen ihn, wie er selbst sagt, vergessen, daß es ein großes modernes Frankreich gibt, das wie ein langsames Gift alle Gemüt und Herz erwärmende Nationalität zu verdrängen sucht (Schmid). Vor der Sixtinischen Madonna aber brach er in die Worte aus: „Hier sieht man, daß Kunst etwas Höheres ist, als Hering mit Zwiebel ergreifend nahe zu malen.“ Diese beiden Aussprüche des großen Künstlers haben ihre Gültigkeit allem Wechsel der Kunstrichtungen zum Trotz bis auf den heutigen Tag nicht verloren und sollten auch gegenwärtig noch und gegenwärtig erst recht wie von jedem deutschen Maler, so auch von jedem deutschen Kunstschriftsteller beherzigt werden! Offenbar lebte Rethel der Überzeugung, daß der deutsche Künstler sich auch in seiner Kunst deutsch geben soll und daß kraftvolle Phantasiekunst hoch über rein malerisch noch so bedeutender Wiedergabe alltäglicher Wirklichkeit steht. — Am Anblick altdeutscher wie Raffaelischer Kunst in seinem innersten Wollen und Streben bestärkt, ging Rethel an die Schöpfung seiner Hauptwerke, in denen sich Dürerische Kraft mit italienischer Abgeklärtheit doch

schwer und reizlos versinken und der auch die helleren farbigen Partien durch die unschönen Kontraste beeinträchtigt, die er hervorruft“ (Weizsäcker). Mit am besten gelangen ihm die vier rein repräsentativ aufgefaßten Bildnisse für die Kaisergalerie im Festsaal des Römers, die sich ebenso sehr durch rein malerische Vorzüge wie durch Schärfe der Individualisierung und Größe des Stils unter allen übrigen Kaiserporträts auszeichnen. Besonders das Bildnis Maximilians I. (Abb. 115), das schwerlich ohne Benutzung Burgkmairscher Motive entstanden sein dürfte, zaubert uns in der ganzen Aufmachung wie in der kühn bewegten Umrißlinie, in der stracken Haltung wie in dem bedeutend geschnittenen Antlitz mit dem Adlerblick des geborenen Herrschers die ebenso sympathische wie problematische Persönlichkeit des „letzten Ritters“ mit zwingender Gewalt vor die Seele. — Allein auch in Frankfurt bleibt es die Zeichnung, in der sich der dramatisch bewegte Erzählungsstil,

wieder zu einem eigenartigen und persönlichen Stil verbindet. Diese Hauptwerke führte Rethel wie Schwind in zyklischer Form, und zwar teils in Fresko, teils in Holzschnitt aus: einen Hannibalzug (Abb. 117), ein Leben Karls des Großen und einen Totentanz. Der Tod ist sein Hauptthema. Als ihm der ehrenvolle und großartige Auftrag geworden, den Kaisersaal des Rathauses zu Aachen mit Fresken aus dem Leben des großen Karl auszumalen, entwirft er eine Komposition bedeutender als die andere, aber der beste Wurf gelang ihm mit der Darstellung Ottos III. in der Gruft Karls des Großen: Als der jugendliche Otto III. das Grab seines gewaltigen Vorgängers öffnet, findet er den Leichnam des Urahnen der deutschen Kaiser aufrecht, in vollem fürtlichen Schmucke, auf steinernem Thron sitzend (Abb. 118 und 119). Das unsagbar Grausige dieser Szene, die sich bei geheimnisvollem Fackellicht abspielt, ist mit unvergleichlicher Kunst zum Ausdruck gebracht. — Zum Schaden der deutschen Kunst war es Rethel nicht beschieden, die Aachener Fresken sämtlich mit eigener Hand auszuführen. Sein Schüler *Kehren* aber, der die Arbeit nach Rethels Entwürfen zu Ende führte, hat durch seine hellen, lebhaften, kräftigen Farben nicht nur die Harmonie gestört, sondern auch der von dem Meister beabsichtigten schlichten und düsteren Haltung schwer Abbruch getan. — Die Schrecken der Revolution verkörperte Rethel in einer Holzschnittfolge, die unter dem Namen „Auch ein Totentanz aus dem Jahre 1848“ berühmt geworden ist. Der Künstler, der vor den blutigen Ereignissen des Jahres 1848 zu den revolutionären Schwärzern gehört hatte, hat die Revolution nachher in durchaus reaktionärem Sinne dargestellt. In sechs geradezu gewaltigen Blättern, der Dürerschen Offenbarung St. Johannis vergleichbar, schildert er den Tod als den wahrhaft großen und einzigen Gleichmacher, der die Empörung mit trügerischen Worten unter die urteilslose Menge schleudert und das Volk auf die Barrikade hetzt, um sich an Blut und Wunden der Männer, am Schmerz der Weiber und Kinder zu weiden. Das sechste, letzte und gewaltigste Blatt (Abb. 120), zeigt den Tod nach der Schlacht mit entfalteter, im Wind wild wehender Fahne über die Barrikade reitend. Es ist großartig, wie Roß und Reiter mitsamt der Fahne, die sie umwallt, in den Rahmen hineinkomponiert sind. Der Tod trägt den Lorbeerkrantz des Siegers auf dem Haupt und blickt hohnlachend zu einem Verwundeten herab, der sich in wahnsinnigem Schmerz auf dem Boden aufstemmt. Einem Toten, der die Kugel mitten in die Brust erhalten hat, leckt der einherkeuchende Gaul die Todeswunde aus. Neben dem Toten weinen Witwe und Waise. Im Hintergrund die hochgebaute altdeutsche Stadt mit Staffelgiebel und Marienbild am scharfen Eck. In der Stadt ein Peloton Infanterie und ein paar drohende Geschützmündungen. Ganz hinten eine marschierende Patrouille, deren Schritt man in den leeren, toten Gasen widerhallen zu hören meint. — Mög-



Abb. 120 Der Tod als Sieger, Holzschnitt von Alfred Rethel

lich, daß dieses Blatt durch eine Zeichnung von Dürer, die den Tod als Reiter darstellt, beeinflußt wurde, jedenfalls hat es dann selbst fortgewirkt und vielleicht Böcklins „Abenteurer“, sicherlich Stucks „Krieg“ wesentlich mit bestimmt. Rethels Totentanzfolge wurde von seinem Freund Robert Reinick mit begleitenden Versen versehen. Das letzte Blatt trägt die Unterschrift:

Der sie geführt — es war der Tod!
Er hat gehalten, was er bot.
Die ihm gefolgt, sie liegen bleich
Als Brüder alle, frei und gleich. —
Seht hin! Die Maske tat er fort;
Als Sieger, hoch zu Rosse dort,
Zieht, der Verwesung Hohn im Blick,
Der Held der roten Republik.

Unter allen künstlerischen Erscheinungen, die in Deutschland während des ganzen 19. Jahrhunderts hervorgetreten sind, gehört Rethels Totentanz zu den wenigen nach Form und Inhalt gleich vollendeten, schlechthin klassischen Werken. Dabei ist der Gedanke, welcher der Holzschnittfolge zugrunde liegt, nicht so umfassend, so groß und bedeutend wie derjenige des Holbeinschen Totentanzes. Holbein stellt den Tod dar, der alle Menschen, gleichviel welcher Art, hinwegrafft, den Tod als solchen. Rethel geht von einem einzelnen, politischen, im letzten Grunde doch nur zufälligen Ereignis aus. An die Totentanz-Folge schließt sich inhaltlich unter anderen ein besonders ergreifender Einzelholzschnitt an: Auf einem Pariser Maskenball erscheint im Gefolge der Cholera der Tod. Er spielt, wie mit Geige und Fiedelbogen, mit zwei Knochen zu einem furchtbaren Tanze auf, der die Masken wild durcheinanderwirbelt und zu Boden schleudert, während sich die Musikanten, von einem unnennbaren Grauen gepackt, von ihrer Bühne fortschleichen. Dieses Blatt ist vielfach als Spiegel und Symbol unserer deutschen Gegenwart mit ihrer Tanz- und Vergnügungssucht trotz furchtbarer materieller und erst recht nationaler Not angesehen worden. — Die ganze Gruppe der Totentanz-Darstellungen aber findet bei Rethel ihren rührenden Abschluß mit dem greisen Türmer, dem „Der Tod als Freund“ das Sterbeglöcklein läutet (vgl. Abb. 121). Der gezeichnete Entwurf, den wir hier wiedergeben, enthält noch nicht alle Züge des ausgeführten Holzschnittes, wie der Vergleich zwischen der Abbildung und unserer Beschreibung des Schnittes ergibt: Im hohen Turmgemach ist der Alte im bequemen Großvaterstuhl, die Hände zusammengelegt, die Schlüssel am Bunde, sanft entschlummert. Vom hohen Turmgemach führt eine Stiege noch weiter hinauf bis auf die höchste Spitze des Turms. Durchs geöffnete Pförtlein wird ein mittelalterlich phantastischer Wasserspeier bemerkbar. Über die Brüstung des Fensters aber, auf der ein Vöglein sitzt und über die eine schlanke Fiale emporragt, schweift der Blick hinab auf die weite, weite Welt, die von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wird. Es liegt der Ernst und die Wehmut des Menschendaseins in diesem Blatte beschlossen. — Mögen die düsteren Vorstellungen bereits einem verdüsterten Geist entsprungen sein oder mögen sie im Verein mit schweren Schicksalsschlägen den Mann überwältigt haben, Tatsache ist, daß Rethel, der große Rethel, in Wahnsinn verfallen und nach längerem Siechtum im Alter von nur 43 Jahren im Wahnsinn verschieden ist.

Das Kennzeichen seines durchaus zeichnerischen Stiles ist Knappeit. Von der liebenswürdigen, breit behaglich ausmalenden Art und Weise der Schwind, Spitzweg und Ludwig Richter ist Rethel weit entfernt. Er hält sich gar nicht mit Nebendingen auf, sondern ist stets ausschließlich auf die Hauptsache, den Kern, das Wesen der Dinge bedacht. Aber der Kern tritt dafür um so entschiedener

und deutlicher hervor. In seinem markigen Stil und in der herben Größe seiner Auffassung besitzt Rethel eine unzweifelhafte Verwandtschaft mit seinem Landsmann Peter Cornelius, aber er arbeitete nicht so sehr auf Linienschönheit hin wie dieser, er ist eckiger im Umriß, malerischer in der Modellierung, nervöser in der Manier, individueller in der Charakteristik. Von allen Künstlern, die sich den herbkräftigen Dürer zum Vorbild genommen, ist wohl keiner dem großen Lehrmeister so nahe gekommen wie gerade er.

In Rethels Schaffen erreicht nicht nur die Romantik, sondern die gesamte, auf zeichnerischer Grundlage beruhende deutsche Phantasiekunst einen bestimmten Höhepunkt. Neben Schwind, Spitzweg und Richter, die gleichfalls bis in die Gegenwart herein in der Vorstellungswelt des deutschen Volkes lebendig fortwirken, steht er als überragende und bedingungslos zwingende Persönlichkeit. Rethel hat alle auf monumentalen Stil gerichteten Bemühungen von Carstens bis auf seine



Abb. 121 Entwurf zu dem Holzschnitt „Der Tod als Freund“, Tuschzeichnung von Alfred Rethel

Tage kraftvoll zusammengefaßt und im Holzschnitt wie im Wandbild einen großartigen Monumentalstil geschaffen, der so recht geeignet war, deutsche Gedanken-tiefe und drängende deutsche Einbildungskraft ans Licht zu fördern. Es ist beklagenswert, daß auf diesem glücklich angebahnten Pfade nicht weiter vorgedrungen wurde. Allein es war das Schicksal der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts, daß sie nicht gerade aufwärts führte, sondern sich in Zickzacklinien hin und her bewegte. Einen großen Teil der Schuld daran trägt das ängstliche Schielen des Deutschen nach dem Ausland und die geringe Hochachtung vor den aus eigener Kraft vollbrachten Leistungen. Gewiß vollzieht sich die Kulturbewegung der Menschheit durch gegenseitige Beeinflussung der einzelnen Völker. Müssen wir aber, wenn wir nach Jahrzehntelangem Bemühen eine Höhe glücklich erkommen haben, davon hinabsteigen, um anderen Völkern in die Niederungen künstlerischer Kultur nachzulaufen?! — Solch ein Abstieg aber war es, als man von dem zeichnerischen Monumentalstil eines Rethel abschwenkte, um sich, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, dem schwächlichen und oberflächlichen Kolorismus des Franzosen Delaroche zu ergeben, wie er uns durch die Belgier vom Schlage der Gallait und de Biéfve vermittelt wurde.

Frankreich

Die Romantik war ihrem ganzen Wesen nach eine Geistesrichtung, wie sie eigentlich nur bei den Deutschen gedeihen konnte, bei denträumerischen, nach innen gekehrten Deutschen der „guten“ alten Zeit. Unter den französischen Künstlern, die sich zur Not mit den deutschen Romantikern vergleichen ließen, ragen nur wenige über den Durchschnitt empor. *Ary Scheffer* (1795—1858)⁸⁷⁾ wurde wohl in Paris erzogen, aber — und das ist bezeichnend — er war in Holland, in Dordrecht geboren. Ein Mann von reichem, weichem, empfindsamem Gemüt, hat er in einem schwächlichen Mischstil Werke geschaffen, für die er sich die Formensprache in der Werkstatt des Klassizisten Guérin als Mitschüler der Géricault und Delacroix angeeignet hatte, deren Inhalt er aber aus den damaligen Dichtern, besonders aus Goethe, sowie aus der Bibel schöpfte. Von W. Schadow, Veit und allerdings auch Steinle beeinflußt, ähnelt er mehr den Düsseldorfer als den bayerisch-österreichischen Romantikern. Seine Zeichnung ist schwächlich, seine Färbung süßlich, seine Empfindsamkeit artet leicht in Tränenseligkeit und Weinerlichkeit aus. Gegen Ende seines Lebens zog er sich von der Welt zurück und beschäftigte sich fast nur noch mit religiösen Arbeiten — *Christus consolator!* —, die massenhaft nachgebildet wurden, wie er auch der Abgott der vornehmen Damen war. — *Hippolyte Flandrin* (1809—64)⁸⁸⁾ griff den Hinweis seines Lehrers Ingres auf Giotto und die italienischen Quattrocentisten auf und schuf in ihrem Prozessionsstil, das heißt in ihrer flächigen, reliefartigen Anordnung der Gestalten, der einen hinter der anderen, zarte und innig empfundene religiöse Kompositionen, bei denen ihm, wie den deutschen Nazarenern, der Karton alles bedeutete, während er die Ausführung in der Farbe seinen Schülern überließ. — Im übrigen war die romantische Bewegung innerhalb der französischen Malerei, der sogenannte Romantismus, zugleich eine koloristische und renaissancistische und wird daher erst im nächsten Kapitel behandelt werden.

England

Die englische Romantik, die sogenannte präraffaelitische Bewegung, die von der deutschen schwerlich unbeeinflußt geblieben sein dürfte, läßt die deutsche